

# Die Weltbühne

Wochenschrift für Politik · Kunst · Wirtschaft

1905 begründet von Siegfried Jacobsohn

1926-1933 geleitet von

Carl v. Ossietzky

Herausgegeben von Maud v. Ossietzky und

Hermann Budzislawski

23. Mai 1972

21

50 Pfennig

Hermann Budzislawski: **Minenleger**

Richard Christ: **Woche des Buches**

\* \* \*:  
**Terror in Uruguay**

Joachim Seyppel: **Ein gewisser Herr Habe**

Joachim Joesten: **Wie starb der FBI-Chef?**

Gerhard Brüschke: **Der Arzt und das Geld**

Heinz Kamnitzer: **Salut, Genosse Graf**

Peter Rell: **Zwischen Mord und Musik**

L. Lang: **Von Hegenbarth bis Klemke**

und Beiträge von J. Kuczynski, G. Gulia, Rhenanus (Bonn) u. a.

## Aus dem Inhalt der letzten Weltbühnenhefte

- Nr. 12 L. Waldeyer ..... Zum neuen Recht der Frau  
Lothar Kusche ..... Zwischenmenschliches im Film  
Siegbert Kahn ..... Ein verlogener Biedermann  
Hermann Budzislawski ..... Überfall auf Libanon  
Lothar Lang ..... Wiederbegegnung mit Sitte  
Rhenanus ..... Barzels klerikale Wahlhelfer  
Gerhard Brüscke .... Die überwundene Tuberkulose  
Anne Dessau ..... So ist die May  
Henryk Keisch ..... Pariser Zeitungsgeschichte  
Jürgen Kuczynski ..... Asche  
Günther Cwojdrak ..... Matusche im 3. Stock  
L. Bethke ..... Die Herren von Dobbin
- Nr. 13 H. Budzislawski .... Ansteckende Krankheit des Dollar  
E. Carlebach ..... „Feindbild“ der Bonner Generale  
Richard Christ ..... Messe, Menschen, Meinungen  
Günther Cwojdrak ..... Literaturlandschaft Leipzig  
Bruno Frei (Wien) ..... Die Schande  
Rhenanus (Bonn) ..... Doppelbödige Opposition  
Lothar Lang ..... Guttuso in Westberlin  
Richard West ..... In Südvietnam  
Siegbert Kahn ..... Schillers „rostiger Nagel“  
Jürgen Kuczynski ..... Die „Feinddisposition“  
Lothar Kusche ..... Stippvisite in Schwedt
- Nr. 14 Peter Ahrens ..... Vom Anspruch des Films  
Burchard Brentjes .. Hintergründe des Hussein-Plans  
Richard Christ ..... Mein Freund Paul  
J. Kuczynski: Technische Rückständigkeit in den USA  
Günther Cwojdrak .. Die Abenteuer des David Groth  
F. Pechstein ..... Wie in einer „Bananenrepublik“ ...  
Herbert Tucholski .... Erinnerungen an A. W. Dreßler  
E. Carlebach .. Die Demokratie des Herrn von Siemens  
Pedro Fuentes ..... Wie weiter in Ekuador?  
Siegbert Kahn .... Umweltschutz vor Umweltschmutz  
Lothar Kusche ..... Kellner Wilkis Fernseh-Urlaub
- Nr. 15 Hermann Budzislawski ..... Ächtung des Giftkrieges  
Rhenanus (Bonn) .. „Harzburger Front“ in Schwaben  
Siegbert Kahn ..... Anregungen  
Ulrich Becher .... Roda Roda — der lächelnde Zentaur  
J. Kuczynski .. Waffenhandel mit der „Dritten Welt“  
Volker Braun ..... Beschreibung von Paris  
Julius Mader .. „Verdienste“ eines Geheimdienstchefs  
Tankred Koch ..... Die Sprache des Körpers  
J. Joesten .. Die unsauberen Geschäfte des Mr. Nixon  
H. Lebrecht (Tel-Aviv) .... Golda Meirs Erschütterung  
Günther Cwojdrak .. „Richard der Dritte“ neuentdeckt

## Inhalt:

Hermann Budzislawski .....	Seriöse Niedertracht
Richard Christ .....	Woche des Buches
Joachim Joesten .....	Wie starb Hoover?
Jürgen Kuczynski .....	„Technologische Arbeitslosigkeit“
* * * .....	„Krieg“ in Uruguay
Gerhard Brüscke ....	Der Arzt in der BRD und das Geld
Lothar Lang .....	Von Hegenbarth bis Klemke
Joachim Seyppel .....	Rendezvous mit Berlin?
Heinz Kamnitzer .....	Salut, Genosse Graf
Rhenanus (Bonn) ....	Hinweis auf die Grenzen der Macht
Peter Rell .....	Noch einen Löffel Gift, Liebling?
Georgi Gulia .....	Von Prometheus bis in unsere Tage

Bemerkungen / Antworten

## Seriöse Niedertracht

von Hermann Budzislawski

Seit ihrem Bestehen hat die Deutsche Demokratische Republik in jedem Jahr den Tag der endgültigen faschistischen Niederlage als Tag der Befreiung, als hohen Feiertag begangen. Hätte das Nazi-regime, was undenkbar ist und was wir nicht einmal zu denken wagen, im zweiten Weltkrieg auch nur partiell einen Sieg davongetragen, so würden wir dies als die größte Schande in unserer Geschichte betrachten müssen. Ob es einem Lande also zur Ehre oder zur Unehre gereicht, einen Krieg zu verlieren, kommt auf den Charakter des Krieges an.

Für die USA wäre es sehr heilsam, wenn sie, die Grenzen ihrer Macht erkennend, sich endlich mit allem, mit Mann und Material, schleunigst aus Vietnam zurückziehen würden. Der amerikanische Krieg hat die Vietnamesen schon zwei Millionen Menschenleben gekostet, und immerhin haben auch die Amerikaner 60 000 verloren. Statt einzusehen, daß die Ehre, das Ansehen und auch die effektive Macht der USA durch die Fortsetzung des Krieges nur noch mehr beeinträchtigt und besudelt werden, hat Präsident Nixon jedoch die Kriegführung immer weiter verschärft. Er hat eine gewaltige Flotte im Golf von Tonking zusammengezogen, läßt täglich nicht nur das umkämpfte Südvietnam, sondern auch die Volksrepublik Vietnam mit ihrer Hauptstadt Hanoi und ihrem Hafen Haiphong von jeweils Hunderten von Flugzeugen bombardieren und versucht nun, Nordvietnam, dem die USA nie den Krieg erklärten, durch einen Minengürtel an der Küste und durch Luftbombardements der Eisenbahnverbindungen vollständig zu blockieren.

Alle Welt ist sich darüber einig, daß sich gegenwärtig durch die amerikanische Intervention in Vietnam eines der größten Verbrechen der Geschichte vollzieht. Das alles geschieht mit der Begründung, die Nixon ständig wiederholt hat, er wolle nicht der erste Präsident der USA sein, der einen Krieg verlor. Nixon sieht in der Verteidigung seines persönlichen Rufes und in der gewalttätigen Eitel-

keit der führenden militärischen, politischen und ökonomischen Kräfte seines Landes Grund genug, eine Politik weiterzuverfolgen, die von der ganzen Menschheit und auch von breiten Volksmassen in den USA heftig verurteilt wird.

Aber es gibt auch Kreise, zum Beispiel in der BRD, die Nixons Niedertracht zu beschönigen suchen. Die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ gilt als eines der wenigen seriösen rechts stehenden Blätter der Bundesrepublik, als eine Zeitung, deren Journalisten gebildet, im Rahmen ihrer Weltanschauung relativ verständig und manchmal sogar als empfindsam gelten. Sehen wir zu, was dieses bourgeoise Musterblatt zu sagen hatte, als Nixon den Befehl erteilte, Minen vor alle Häfen von Nordvietnam zu legen und so den Weltfrieden zu gefährden. In ihrem Leitartikel, dessen Kennzeichnung auf Adelbert Weinstein als Verfasser schließen läßt, schrieb die „FAZ“ am 10. Mai, und wir zitieren, nur unwesentlich gekürzt:

„Leicht ist dem amerikanischen Präsidenten die Entscheidung nicht gefallen, den Krieg in Vietnam erneut zu eskalieren.“

Der arme Präsident, er mußte mit seinem Gewissen ringen. Und wer blieb Sieger? Natürlich siegte die „Weichherzigkeit“ in Nixon. Die „FAZ“ schreibt:

„Doch Nixon hat unter den Möglichkeiten, die ihm blieben, den Zusammenbruch der südvietnamesischen Front vorerst abzuwenden, von vornherein zwei abgelehnt. Er hat auf den Einsatz von taktischen Atombomben verzichtet. Die amerikanische Luftwaffe wird auch nicht die Deiche im Delta des Roten Flusses bombardieren.“ (Vor den Atombomben hat Nixon wirklich Respekt, weil er sie nicht allein besitzt. Aber die Deiche des Roten Flusses sind inzwischen bombardiert worden.) Und nun kommt, Spitzenleistung an Heuchelei, die unverschämte Behauptung: „Nixon hat die Macht nicht mißbraucht.“

Immerhin könnte ein Leser der „FAZ“ dennoch annehmen, daß Nixon, der den Bomben- und Minenbefehl gab, auf irgendeine Weise für das neue Unheil in Vietnam verantwortlich sei. Doch die „FAZ“ kennt den „wahren“ Schuldigen: „Der amerikanische Präsident hat Maß gehalten. Vor diesem Hintergrund muß auch Moskau die Eskalation sehen. Nixon ist zwar immer noch ein gefährliches Risiko eingegangen. Aber die andere Weltmacht hat diesen Schritt auch provoziert. Als Atommacht hätte die Sowjetunion beide Seiten nicht in eine solche Situation kommen lassen dürfen. Nun muß Moskau selbst wählen zwischen Gesichtsverlust und Eskalation.“

Einen solchen Gipfel der Infamie zu erklimmen, ist nicht leicht. Dazu gehört jahrelange oder auch jahrzehntelange Übung. Der Militärspezialist der „FAZ“ geht sogar über das hinaus, was reaktionäre amerikanische Zeitungen schreiben. Die Eskalation vollzieht sich nicht nur auf militärischem Gebiet, in der Waffentechnik, sondern auch in der Steigerung verlogener Argumente und im moralischen Verfall, ja in der Schamlosigkeit solcher Journalisten, die zu den schlimmsten Verschmutzern der imperialistischen Umwelt gehören.

## Woche des Buches

von Richard Christ

Statistik ist notwendig, anschaulich ist sie in den wenigsten Fällen. Für alle, denen vor Zahlen mit vielen Nullen graust, soll hier eine Rechnung im kleinen aufgemacht werden, Individualstatistik, Woche des Buches aus der Sicht des Mitmachenden.

Montag, Tag der Befreiung, sehr früh: Überwinden einer angeborenen Abneigung gegen vorzeitiges Aufstehen, dann stundenlanges Zugfahren bis in die größte DDR-Kreisstadt Zwickau. Im Hotel Kofferauspacken, hastiges Mittagessen, Mappe unter den Arm, Autorenstunde vor sozialistischen Brigaden des VEB Sachsenring. Ein überheizter Raum, einige Dutzend Automobilbauer auf Holzstühlen, es ist Schichtwechsel, die Frauen und Männer, die hier sitzen, haben harte Arbeit hinter sich und sind sichtlich müde. Also bald vom Lesen zur Diskussion übergehen, eine Stunde Frage und Antwort: Wie schreibt man ein Buch, warum schreibt man ein Buch, warum nicht genug Bücher im Buchhandel, wovon lebt ein Schriftsteller, und wer lebt von seinen Honoraren, wenn er tot ist — das Gespräch wird lebhaft, es geht weiter, nachdem die Veranstaltung lange beendet ist, ein paar Wißbegierige sind geblieben, darunter ein Kollege, den sich nicht wenige Autofahrer auf den Beifahrersitz wünschen würden in gewissen Situationen. Seiner Einladung folge ich zur Besichtigung einer Produktionshalle, die für viele das Land Orplid<sup>1)</sup> bedeuten muß. Auf ein riesenlanges Montageband wird an einem Ende ein unansehnliches, wenig versprechendes Blechgehäuse gehoben, das durchläuft langsam unendlich viele Positionen und verläßt am Ende das Band als ein in allen Funktionen noch jungfräuliches blitzendes Auto Marke Trabant.

Als passionierter Fußgänger konnte ich alles leidenschaftslos betrachten, auch die Handgriffe der Monteure, eine Schicht lang ununterbrochen wiederholt — mir wurde klar, warum manche unter meinen Zuhörern vielleicht lieber erst geschlafen hätten, ehe sie sich im Kulturraum anhörten, warum mein Freund Ziberkopf Auto fährt (was die Leser der Wb. in einem der nächsten Hefte erfahren werden). Um aber auf meinen sachkundigen Führer durch das automobillistische Labyrinth zurückzukommen, so ist er dafür verantwortlich, daß jedes Auto diesen Betrieb ohne Mängel verläßt — eine Sisyphusarbeit, die allenfalls durch den Trost aufgewogen wird, daß es hier wohl nie Absatzsorgen geben kann. Und den Plan haben wir seit undenklich vielen Quartalen immer erfüllt, sagt der Trabant-Endkontrolleur und legt das Brigadetagebuch vor, dem zu entnehmen ist, daß mit solcher Arbeit Staatstitel erworben werden.

Montagabend ist feierliche Eröffnung der Woche des Buches im Robert-Schumann-Haus in Zwickau: Musik, Ansprachen, Auszeichnung verdienter Bibliothekskollektive, und nun haben Sie das Wort, verehrte Schriftsteller. In diesem Fall sind es zwei, Günter Hofe und ich, und schon nachmittags im Hotel haben wir uns den Kopf zer-

1) Das Land Orplid — eine von Mörike und L. Bauer erdachte Insel = Traumland.

brochen, wie die Stunde, die uns zur Verfügung steht, einzuteilen und auszunutzen sei. Durch Improvisation entsteht in letzter Minute ein Programm, das herzlichen Beifall findet, danach folgt etwas ausgesprochen Komisches. Nämlich wird zur Diskussion aufgefordert, und im Saal tritt die übliche Schweigeminute ein, weil jeder den andern anfangen lassen möchte. In einem Raum neben der Bühne halten sich aber zwei Mädchen in FDJ-Blusen bereit, sie sind für das Überreichen der Blumen zuständig, und vermutlich haben die Jugendfreundinnen die Stille im Saal als Abschlußsignal gedeutet, jedenfalls marschieren sie mit ihren herrlichen Tulpen- und Levkojensträußen auf die Bühne, danken für Lesung und Diskussion und wünschen alles Gute und Schaffenskraft auch weiterhin! Gelächter dieser Lautstärke hat das sehr ordentlich hergerichtete Robert-Schumann-Haus vermutlich selten vernommen — ein Verlagsforum mit vorzeitigem, dennoch heiterem Abschluß.

*Dienstags* am Vormittag rasche Gänge durch die Stadt, Rekapitulation der Kulturhistorie und Geschichte: Markt mit spätgotischem Gewandhaus, der Dom geschlossen, also keine Besichtigung des Flügelaltars, in der Katharinenkirche hat Müntzer gepredigt, und vom Rathausfenster aus sollte das Volk wieder besänftigt werden durch Vater Leisetritt, wie der Bauernführer den fürstenfreundlichen Luther genannt hat. Keine Zeit jetzt für Zwickaus revolutionäre Vergangenheit, Bebel und Rosa Luxemburg sind hier aufgetreten und wurden inhaftiert, und dreiunddreißig haben die Nazis auf Schloß Osterstein einen KP-Unterbezirkssekretär umgebracht, dessen Namen heute ein Zwickauer Steinkohlenschacht trägt: Martin Hoop.

Nachmittags im Bergerbeiterkrankenhaus Wiesen; das Auto ist aus irgendwelchen Gründen zwei Stunden zu früh geschickt worden, und in dem Raum, wo die Lesung stattfinden soll, wird gerade ein Patenschaftsvertrag unterzeichnet, Ärzte und medizinisches Personal sitzen beisammen mit einem Studienrat und seinen Schülern — da kann doch der Schriftsteller, heißt es, wenn er schon so früh da ist, gleich eingeladen werden zu Weißwein und belegten Broten und einer Diskussion, wie Patenschaftsverträge zwischen Krankenhaus und Schule einen Nutzen haben können. Für die folgende Lesung hat die Bibliothekarin einen Hinweis gegeben: Unsere Patienten sind gewöhnlich monatelang hier, um Tb oder Silikose auszukurieren, sie hören gern etwas zum Lachen. Ein solches Publikum ist geradezu ideal für den Satiriker. Es gab dann noch eine sehr gescheite Diskussion, in der mit erstaunlicher Sachkenntnis die Vorzüge von Buch und filmischer Gestaltung abgewogen wurden, man sprach vom Untertan und vom Goya und vom Schattmann, alles so gründlich, daß ich für diesmal um Abbruch bitten mußte, weil bereits ein halbes Hundert junger Mädchen einer medizinischen Fachschule in Bereitschaft saß, eine Wegstunde entfernt von den Kumpeln. Einer von ihnen fragte sofort mit Augenzwinkern, ob es nicht vorteilhaft gewesen wäre, die beiden Veranstaltungen zusammenzulegen!

Über diesen freundlichen Vorschlag lachten auch die angehenden medizinisch-technischen Assistentinnen: eine von ihnen stellte später

eine Frage, die für den Augenblick verblüffte: Ist der Schriftsteller freier als Menschen anderer Berufe? Die Frage zielte auf intellektuelle Beweglichkeit und Intensität des Erlebens, wie sich herausstellte, und nicht unbedingt auf die Möglichkeit, des Morgens auszu-schlafen zu können.

*Mittwoch*, Tag des freien Buches: Bahnreise nach Plauen, danach in Begleitung eines Bibliothekars Gang durch die Stadt, sachkundige Erläuterung der Architektur, nicht zu vergessen die astronomische Uhr am Rathaus und im Rathaus das Modell für den neuen Plauener Bahnhof, der einer der modernsten in Europa werden wird. Die Nachmittagslesung im VEB Plauener Gardine ist ein Kuriosum, insofern ich hier zum erstenmal *unter* den Lesern sitze: ein umgebauter Kinosaal mit Tischen, Stühlen, Selbstbedienung, der Vortragende mit dem Rücken zur Bühne, er spricht ins Parkett und zum Balkon hinauf, ohne Mikrofon, versteht sich. Über hundert Zuhörer sind gekommen, hier gab es eine der lebhaftesten und lockersten Diskussionen.

Am Abend war die Heiserkeit so weit ausgebildet, daß ich geradezu Dankbarkeit empfand für die etwas geringere Zahl von Interessenten, die in die Volksbuchhandlung gekommen waren zur Veranstaltung „Der Verlag der Nation stellt sich vor“. Ein Lektor war eigens angereist, das Editionsprogramm zu erläutern, die Buchhändlerinnen hatten eine kleine Ausstellung arrangiert, Autor Dr. Honigmann las aus seinem Manuskript „Chef weist an“, einer Dokumentation über den amerikanischen Hearst-Konzern, ich krächzte eine Geschichte hinterdrein, insgesamt ein runder und gelungener Abend mit Kammer-spielcharakter.

Der *Donnerstag* begann mit einer Autofahrt von Plauen nach Limbach-Oberfrohna; die Strecke enthielt so viel Umleitungen, daß man sich fragen mußte, ob es nicht einfacher sei, die Schilder dort zu setzen, wo die ursprüngliche Route noch vorhanden war. Zudem regnete es an diesem Tag unaufhörlich, das anmutige Vogtland war verhangen mit grauen triefenden Schleiern.

In der Kreisbibliothek Limbach wurde das Klima sogleich angenehmer trotz anhaltenden Regens, eine junge energische Bibliothekarin hatte alles umsichtig vorbereitet, wir gingen dann noch hinüber zum Parteisekretär, da nahmen wir einen Willkommensschluck und einen zum Aufwärmen, und es zeigte sich, daß die Weltbühne auch im Sächsischen gute Freunde hat. Nachmittags, als in den Renak-Werken nur ein Dutzend Lehrlinge zusammenkam, weil sich irgendwo ein Übermittlungsfehler eingeschlichen hatte, wurden die schönen Augen unserer Bibliothekarin dunkel vor Ärger, aber später strahlten sie wieder, als wir im HO Hotel Völkerfreundschaft zusammensaßen und das Publikum sich so amüsierte, daß sogar die Tanzmusik aus dem Saal nebenan nicht mehr zu hören war – vom Anfang bis zum sehr späten Ende ein Abend, an den man gern zurückdenkt.

*Freitag* schließlich und Abschluß der Tournee in Hoyerswerda-Neustadt, wo die Weltbühne eine Freundschaftsvereinbarung mit

dem Otto-Grotewohl-Klub abschließt. Über die Menschen, die hier leben und Kulturarbeit machen, habe ich schon einmal geschrieben (Wb 41/1971), ich mag mich nicht wiederholen. Auch diesmal gab es für die hauptstädtischen Gäste bemerkenswerte Eindrücke, am Vormittag bei der Besichtigung von Tagebauanlagen, nachmittags beim Gespräch mit Brigaden und Betriebsleitung des VEB Rationalisierung und selbstverständlich abends in einer ausgedehnten Unterhaltung im Klub. Voran las Henryk Keisch Epigramme und erzählte aus Paris, ich selbst durfte ein paar neue Satiren vorstellen, und das Dach über allem waren die Ausführungen der Redaktionskollegen über der Weltbühne Arbeit und Mitarbeiter, welche letztere als eine große und gut harmonisierende publizistische Familie beschrieben wurden. Es nahm den Ausführungen des Chefredakteurs nichts an Überzeugungskraft, daß er auch die Ausnahmen gelten ließ und berichtete, was er selbst erst nicht glauben wollte: Die beiden Wb-Mitarbeiter Keisch und Christ, in so vielen Heften vereint gedruckt, waren sich an diesem Freitag am Rande eines Hoyerswerdaer Tagebaus zum erstenmal begegnet!

So heißt also meine Statistik am Ende: fast fünfhundert Leser auf neun Veranstaltungen, leichter Bronchialkatarrh mit Reizung der Stimmbänder, viele Kontakte, Bekanntschaften, anregende Gespräche, ein verlorener Herrenschild (schwarz, mit Futteral), Erstbegegnung mit sächsischen Städten, viele Blumensträuße, die sich leider nicht die Woche über halten, sowie der Eindruck, daß Literatur in diesem Land ihre guten Chancen hat, zur Woche des Buches wie auch sonst.

---

## Wie starb Hoover?

von Joachim Joesten

Als Amerikas „ewiger Polizeichef“ J. Edgar Hoover am Morgen des 2. Mai von seiner Haushälterin leblos im Bett aufgefunden wurde, gab die Regierung in Washington ein merkwürdiges Kommuniqué heraus. „Er starb eines natürlichen Todes“, lautete der Kernsatz dieser amtlichen Mitteilung.

Das klingt merkwürdig. Wenn ein Mensch im Alter von 77 Jahren stirbt, nimmt man als selbstverständlich an, daß der Tod natürliche Ursachen hatte. Warum es von Amts wegen betonen? Doch wohl nur, um von vornherein allen andersartigen Vermutungen entgegenzutreten. Aber gerade diese eilige Erklärung muß Verdacht erregen. Nixon ist schon immer ein großer Bumerangwerfer gewesen. In diesem Fall wird ihm die gefährliche Waffe bestimmt an den eigenen Kopf fliegen, auch wenn er sofort öffentlich beteuert hat: „Ich habe einen meiner besten Freunde verloren.“

Hoovers Tod kam sehr plötzlich. Man hatte nichts davon gehört, daß der FBI-Chef krank oder amtsmüde gewesen sei. Obwohl er längst die Altersgrenze überschritten hatte, die bei anderen Beamten die Pensionierung obligatorisch macht, pflegte er noch Tag für Tag



in seinem Büro von morgens bis abends zu arbeiten. Er war kerngesund und galt als unverwundlich: eine alte Bulldogge mit scharfen Zähnen, die noch rings um sich Schrecken verbreitete.

Über die Todesursache wurde amtlich nichts bekanntgegeben, außer daß sie „natürlich“ gewesen sei. In Presseberichten hieß es, daß Hoover „wahrscheinlich“ einen Herzschlag erlitten habe. Auch das klingt verdächtig. Es gibt nämlich in Amerika ein Amt, das eine ganze Anzahl unbequeme Gegner durch künstlich erzeugte Herzschläge beseitigt hat: die „Central Intelligence Agency“ (CIA). Der mutige Oberstaatsanwalt von New Orleans, Jim Garrison, der den Mord an Präsident Kennedy eingehend untersucht hat, bezeichnete in seinem 1970 in New York erschienenen Buch „A Heritage of Stone“ die CIA unverblümt als „the most effective assassination machine in the world“ (die wirksamste Mordmaschine der Welt). Er hat die CIA für den Mord an Präsident Kennedy sowie für die Attentate auf Senator Robert Kennedy und Dr. Martin Luther King verantwortlich gemacht. Der CIA-Agent David Ferrie, der in das Komplott gegen Präsident Kennedy verwickelt war und ausgerechnet in dem Augenblick, als er verhaftet werden sollte, unter mysteriösen Umständen starb, hat kurz vor seinem Tod im Februar 1967 einem guten Freund anvertraut: „Wir (das heißt die CIA) können jederzeit jeden Menschen an jedem Ort umbringen und das als einen natürlichen Tod erscheinen lassen.“

Gibt es nun irgendwelche Anzeichen dafür, daß auch Hoover von der CIA beseitigt worden ist? Die Zusammenarbeit zwischen den Spitzen der FBI und der CIA, die früher einmal recht reibungslos war, ist in letzter Zeit in erbitterte Feindschaft umgeschlagen. Das ging so weit, daß Hoover vor etwa einem Jahr verfügte, keiner seiner Männer dürfe mit irgendwelchen ihm bekannten CIA-Leuten ohne besondere Erlaubnis Umgang pflegen oder die Arbeit der CIA unterstützen. Seit dieser Zeit herrscht offener Krieg zwischen den beiden großen Geheimdiensten der USA. Nun war Hoover der einzige Mensch in Amerika, der über alle Einzelheiten des Attentats von Dallas, bei dem Präsident Kennedy ums Leben kam, genau Bescheid wußte. Er kannte die Rolle jedes einzelnen der daran Beteiligten, und auch die von Richard Nixon.

Hoover saß auf dem explosivsten Geheimnis unserer Zeit, wie der reiche Geizhals auf seinem Goldsäckel. Er hätte jederzeit, auch auf dem Wege der gezielten Indiskretion — einer Methode, deren er sich oft bediente —, eine Bombe platzen lassen können, die das Establishment in seinen Grundfesten erschüttert hätte. Darum war er praktisch unabsetzbar, trotz der heftigen Kritik, der er in den letzten Jahren in der Öffentlichkeit und im Kongreß ausgesetzt gewesen ist.

Wie sein Vorgänger Lyndon B. Johnson, so hat auch Präsident Nixon vom Tage seines Amtsantritts an im Schatten der Allwissenheit Hoovers gestanden. Mit gutem Grunde hat er es sich angelegen sein lassen, mit dem mächtigen Geheimpolizei-Chef ein gutes Verhältnis zu pflegen (was bei einem bärbeißigen Menschen wie Hoover nicht gerade leicht war).

Jetzt geht wohl auch die Ära Nixon zu Ende. Er wird im Herbst über seinen Krieg in Indochina stolpern, wie Johnson im Jahre 1968. Wie in der klassischen griechischen Tragödie werden die Schuldigen die Opfer ihrer eigenen Verblendung. Das Schicksal rächt ihre Untat.

Kein neuer Präsident, der im November gewählt wird, hätte Hoover länger im Amt belassen. Seine Entlassung aber hätte den Alten noch gefährlicher gemacht. Sicher ruhen Hoovers Memoiren in irgendeinem Safe, zu dem nur er Zugang hatte. So liegt nahe, daß die Mordmaschine rechtzeitig in Aktion getreten ist.

Lyndon Johnson hat einmal einem seiner Berater anvertraut: „Ich möchte auf keinen Fall derjenige sein, der seinen (Hoovers) Nachfolger auszuwählen hat.“ Er meinte natürlich: zu dessen Lebzeiten.

Jetzt ist das eine ungefährliche Sache.

---

## „Technologische Arbeitslosigkeit“

von Jürgen Kuczynski

Überall in der kapitalistischen Welt nimmt die Arbeitslosigkeit zu. Nach den letzten vorliegenden Daten betrug sie in

Kanada	7 Prozent
USA	6 Prozent
Italien	5 Prozent
England	4 Prozent

In der Bundesrepublik liegt sie noch niedrig, stieg aber doch:

1. Vierteljahr 1971	1,2 Prozent
1. Vierteljahr 1972	1,5 Prozent

Dabei handelt es sich in allen genannten Ländern um amtliche Zahlen. Die faktische Arbeitslosigkeit liegt wesentlich höher.

In den größten dieser Länder hat die Produktion stagniert.

Produktionsveränderung 1970 bis 1971

USA	— 1 Prozent
England	0 Prozent
BRD	+ 1½ Prozent

Warum ist bei einer Senkung der Produktion um 1 Prozent in den USA die Zahl der Arbeitslosen von 1970 bis 1971 um 20 Prozent gestiegen? Warum hat in England bei Stagnation der Produktion die Zahl der Arbeitslosen um ein Drittel zugenommen? Warum hat sie sich in der Bundesrepublik, in der doch die Produktion noch ein wenig stieg, um ein Viertel erhöht?

Die Ursache liegt natürlich darin, daß, während die Produktion stagnierte, die Arbeitsleistung pro Arbeiter und Stunde, die Produktivität also, heraufging.

Darum sprechen die bürgerlichen Ideologen heute – genau wie in den zwanziger Jahren – von „technologischer Arbeitslosigkeit“. Sie schieben damit die „Schuld der Arbeitslosigkeit“ auf den technischen Fortschritt. Faktisch wurde die Steigerung der Arbeitslosigkeit aber nicht durch den technischen Fortschritt, der „ganz normal“ war, verursacht, sondern durch die Stagnation der Produktion, durch die Wirtschaftsschwierigkeiten in den imperialistischen Ländern.

Wie war die Situation in den sechziger Jahren?

	Jährliche Steigerung in Prozent	
	der Produktion	der Produktivität
USA	4,5	3,0
Japan	13,9	10,2
BRD	5,6	4,4
England	2,6	2,8
Frankreich	5,7	5,1
Italien	6,8	4,9

Mit Ausnahme von England, wo die Arbeitslosigkeit seit Jahren relativ hoch ist, ist die Produktion jährlich in allen Ländern stärker gestiegen als die Produktivität. Darum waren mehr Arbeiter für die Leistung der Produktion notwendig, darum sank die Zahl der Arbeitslosen.

Jetzt wird auch die ganze Bedeutung der Charakterisierung der kapitalistischen Weltwirtschaftsentwicklung durch Erich Honecker in seiner Leipziger Rede vom 10. März klar. Dort sagte er: „Gegenwärtig durchläuft der Kapitalismus ökonomisch eine umfassende Stagnationsphase.“

Wenn aber die Produktion zur Stagnation neigt, wird das selbstverständlich niemand von dem technischen Fortschritt behaupten. Im Gegenteil! Wird doch die Stagnation der Produktion gerade die internationale Konkurrenz der Monopole untereinander steigern. Jeder wird noch viel intensiver als zuvor versuchen, dem anderen den Absatzmarkt abzunehmen, vor allem auch durch Preisunterbietung. Wenn die Monopole aber für diesen stärkeren Absatz nicht einen Teil ihrer Profite opfern wollen, dann können sie den Gegner nur durch schnelleren technischen Fortschritt, das heißt durch stärker steigende Produktivität schlagen.

Das aber bedeutet, daß die Feststellung des Genossen Honecker zugleich einschließt eine Perspektive steigender und hoher Arbeitslosigkeit in der kapitalistischen Welt.

Darum ist es auch so wichtig für die Arbeiterklasse in den imperialistischen Ländern, für den Tageskampf immer neue Waffen gegen die Steigerung der Arbeitslosigkeit zu schmieden. Darum haben die in letzter Zeit zunehmenden Betriebsbesetzungen durch die Arbeiter im Falle von Massenentlassungen oder gar von Betriebsschließungen eine so große Bedeutung auch im Tageskampf gegen die Arbeitslosigkeit.

# „Krieg“ in Uruguay

von \* \* \*

Montevideo, 19. April 1972

Sieben kommunistische Arbeiter erschossen. Vieren wurde der Rücken von Maschinengewehrfeuer zerfetzt; drei fielen mit erhobenen Händen.

Am 14. April erklärte der uruguayische Präsident Bordaberry den „Krieg“. Wem? Brasilien? Argentinien? Nein. Dem uruguayischen Volk. Der Vorwand: Die Tupamaros. Die Opfer: Arbeiter, Frente-Amplisten, Kommunisten.

Die Geschichte der Violencia im einst friedlichen Uruguay hat nicht erst hiermit begonnen und wird damit leider auch nicht beendet sein. Seit Juli 1968, seit Präsident Pacheco den Ausnahmezustand verhängte und die Löhne einfrieren ließ, ist viel Blut geflossen. Oft und hinter vielen Särgen schritten Hunderttausende einher. Doch nicht allein zu Begräbnissen mobilisierten Pachecos Dekrete, sondern auch zur Sammlung und zum Kampf für ein neues Uruguay. Das Resultat von drei Jahren Not und Terror waren 300 000 Stimmen für die Einheitsfront der Linken, die Frente Amplio. Fast jeder dritte Montevideaner trat für eine Volksregierung ein. Und drei Viertel aller für die Blanco-Partei abgegebenen Stimmen waren auf den Kandidaten Ferreira Aldunate abgegeben, der gegen die Diktatur auftrat und ein antiimperialistisches Programm proklamiert hatte, wenn auch voller Widersprüche und nicht frei von Demagogie. Bei sauberen Wahlen wäre er wahrscheinlich Präsident geworden.

Nach dem Amtsantritt des neuen Colorado-Präsidenten Bordaberry am 1. März trat zuerst eine gewisse Entspannung ein. Die Colorados, die nun weder in der Abgeordnetenkammer noch im Senat über die Mehrheit verfügten, suchten die Blancos gegen einige Ministersessel und Direktorenposten in Staatsinstitutionen für eine „Nationale Front gegen die Linksgefahr“ zu gewinnen. Obwohl der rechte Flügel der Blancos gern dazu bereit war, scheiterte das Angebot an der ablehnenden Haltung Ferreira Aldunates. Auch gegenüber der Gewerkschaftszentrale (C. N. T.) mimte das neue Kabinett Versöhnung, aber es folgten praktisch keine Schritte. Das neue Parlament hob zwar den Ausnahmezustand auf, die Freilassung der ohne richterliches Urteil im Konzentrationslager Inhaftierten wurde allerdings auf den 30. April hinausgeschoben.

Die „friedfertige, demokratische“ Fassade hielt sich nicht lange. Bald explodierten wieder Bomben vor linken Parteilokalen und Wohnungen linksstehender Persönlichkeiten.

Um die lawinenartig losgebrochenen Preissteigerungen zu kompensieren, verlangten die Arbeiter und Angestellten eine allgemeine Lohn- und Gehaltserhöhung. Laut Regierungsstatistik war der Lebenshaltungsindex von Oktober 1971 bis März 1972 um 38 Prozent gestiegen, der Reallohn seit den Einfrierungsdekreten von 1968 um 50 Prozent gesunken. Die Gewerkschaftszentrale forderte eine unmittelbare provisorische Lohnerhöhung von 40 Prozent. Die Regie-

rung antwortete mit einer offenen Provokation am 1. April: 20 Prozent Lohnerhöhung und gleichzeitig Autorisation für neue Preissteigerungen bis zu 60 Prozent von 300 Massenbedarfsartikeln. Daraufhin kündigte die C. N. T. einen weitreichenden Kampfplan an: Streiks, Demonstrationen, Fabrikbesetzungen. Der 13. April war die erste Etappe. Für 24 Stunden waren in der gesamten Republik Fabriken, Geschäfte, Transportmittel stillgelegt.

Einen Tag zuvor waren wieder 15 Tupamaro-Häftlinge durch einen unterirdischen Tunnel und das Kloakennetz aus dem Gefängnis entkommen. Am Tag nach dem Generalstreik erschossen ihre Kommandos den Führer der faschistischen Terrororganisation JUP, anderorts zwei Polizisten in einem Patrouillenauto und einen Marine-Geheimdienstoffizier in der Stadt Las Piedras. Bei Fahndungsoperationen tötete die Polizei am gleichen Nachmittag acht Tupamaros. Und am gleichen Abend ersuchte die Regierung das Parlament um Aufhebung der individuellen Garantien und Erklärung des Kriegszustandes. Unter dem Schock der blutigen Ereignisse und der allgemeinen Verwirrung erreichte die Regierung die Zustimmung auch der Blancos, allerdings nicht wie angefordert für 90, sondern nur für 30 Tage und unter der ausdrücklichen Bedingung, die Maßnahmen auf die Bekämpfung der konspirativen Unstürzler zu beschränken und weder die politischen Parteien noch die Gewerkschaften zu befehlen.

Noch einige Stunden bevor das Parlament den Beschluß gefaßt — nur die 18 Abgeordneten der Frente Amplio hatten gegen den „Krieg“ gestimmt —, waren 200 Soldaten brüllend, schlagend, schießend in das zentrale KP-Parteihaus eingedrungen, wo gerade eine tausendköpfige Versammlung stattfand. Nur die Disziplin der Anwesenden hatte ein Massaker verhindert. Ein herbeigerufener Richter ordnete — nachdem ergebnislos nach Waffen gesucht worden war — den Abzug der Uniformierten an, die vielen Frauen ihre Handtaschen und einigen Männern die Portemonnaies gestohlen hatten.

Doch das war nur der Auftakt. In der Nacht des 15. April explodierten Plastikbomben in 11 Häusern. Die Zusammenarbeit der faschistischen Banden und der „Vereinten Streitkräfte“ (Polizei plus Armee) war nun zur Perfektion gediehen. Stets erscheint zuerst ein Maverik (Fordmodell, ausschließlich für Polizeipatrouillen) und seine Besatzung sondiert das Terrain, gleich darauf legen die faschistischen Söldner ihre Bombe vor die Haustür oder schießen mit ihren Bazookas durchs Fenster; und meist noch bevor die Opfer des Attentats die Polizei anläuten können, ist diese schon wieder am Platz, fotografiert den Schaden, nimmt einige der Geschädigten, wenn nicht Verwundeten, in Haft und ... Schluß der Episode. Bei 54 Attentaten in vier Monaten ist bisher — trotz „Ausnahme- und Kriegszustand“ — nicht ein Täter gefunden worden.

Daß in diesen parallelen Polizei-Feme-Bünden vor allem Polizisten am Werke sind, erhellte die Entführung eines Rechtsanwalts, die ans Tageslicht kam, als drei Mitglieder der „Todesschwadron“ — alle Po-

lizisten, einer sogar Offizier — sozusagen auf eigene Rechnung und ohne die nötige offizielle Rückendeckung ein Erpressungsmanöver starteten. Zusätzliches Aufklärungsmaterial steuerten die Tupamaros bei. Sie sandten das auf Tonband aufgenommene Geständnis eines Polizeifotografen, der an der „Aktion“ teilgenommen, an Abgeordnete aller Parteien.

Wohl oder übel mußte nun der Präsident Bordaberry die bisher geleugnete Existenz einer „parallelen Polizei“ zur Kenntnis nehmen und sie untersagen. Das war jedoch nicht zu wörtlich zu nehmen. Eines der Opfer der Bombenattentate vom 15. war Dr. Crottogini, Vizepräsidentenkandidat der Frente Amplio bei den jüngsten Wahlen. Als tags darauf eine Solidaritätskundgebung vor seinem zerstörten Haus abgehalten wurde, schritten die „Vereinten Streitkräfte“ ein. Tränengas, 100 Verhaftete. Eine Haussuchung . . . im Hause des Opfers des Attentats! Was die Bombe noch heil gelassen hatte, zerschlugen die Gummiknüppel.

Den tragischsten Ausgang nahm das raffinierte Zusammenspiel der offiziellen und der offiziellen Faschisten vor dem Parteilokal im Arbeiterviertel Paso de Molino. Zwei Haussuchungen am Vorabend sollten die Wehrlosigkeit der Genossen, die das Lokal bewachten, garantieren. Trotzdem wurde ein Angriff der faschistischen Banden abgewehrt. Sogleich darauf erschien das Militär. Was dann geschah, ist bis heute ungeklärt. Die sieben Toten schweigen. Die zwei Schwerverletzten liegen im Militärhospital. Laut offiziellem Kriegsbericht Nr. 77 waren Schüsse vom Dach des Lokals abgegeben worden. Wohin? Auf wen? Die im Lokal Befindlichen wurden aufgefordert, vor die Tür zu treten. Als sie heraustraten, zog einer von ihnen angeblich einen Revolver aus der Tasche und schuß den Hauptmann an. Daraufhin schoß das Militär — nicht etwa auf den „einen mit dem Revolver“, sondern auf die neun Unbewaffneten. Von Journalisten befragt, wer auf den Hauptmann geschossen, konnte der Verteidigungsminister nicht antworten. Der angebliche Revolver konnte nicht aufgefunden werden. Das Kommuniqué sprach von „einigen Entkommenen“. Aus einem dicht umstellten Lokal! Vor schußbereiten Maschinengewehren!

Die Ausarbeitung des absurden Berichtes hatte das Oberkommando vierzehn Stunden gekostet. Um Zweifeln vorzubeugen, wurde gleichzeitig ein Dekret erlassen, das jedes Dementi, das der „Ehre der Armee“ abträglich sein könnte, zu einem vom Kriegsgericht abzurteilenden Delikt erklärte.

Die Leichen der ermordeten Kommunisten hatte man in die Mitte der Straße geschleppt und 24 Stunden dort liegenlassen, bevor man sie den Angehörigen auslieferte. Im zentralen Parteihaus, wo sie dann aufgebahrt wurden, stellten Ärzte fest, daß vier die Einschüsse im Rücken aufwiesen. Nachbarn hatten beobachtet, wie drei, die Hände erhoben, niedergemäht worden waren. Am Tage des Begräbnisses wußten es über hunderttausend, die den sieben Särgen zum Friedhof folgten. Tags darauf das ganze Land. Der Tag des Begräbnisses fiel mit dem Generalstreik gegen die Lohnprovokation der Re-

gierung zusammen. Den folgenden Tag rief die C. N. T. erneut zum Generalstreik auf, aus Protest gegen den kaltblütigen Arbeitermord. „Nichts nützte uns der Kampf um einen besseren Lohn“, sagte der Präsident der C. N. T., bevor sich der Trauerzug in Bewegung setzte. „wenn wir nicht dem drohenden Faschismus die Stirn böten und für die Freiheit kämpften.“

Und ... trotz Bartholomäusnächten der Reaktion — jenseits der individuellen Tupamaro-Aktionen, die von der Regierung als billiger Vorwand für ihren Krieg gegen Arbeiterschaft und Frente Amplio benutzt werden — kämpft das uruguayische Volk weiter gegen den Faschismus.

---

## Der Arzt in der BRD und das Geld

von Gerhard Brüsckke

In einer Analyse des Arzt-Patient-Verhältnisses und der Hintergründe für das „ärztlich“-kapitalistische Gewinnstreben in der BRD kommt der Autor zu folgendem Schluß: „Die Ideologie von der Irrelevanz finanzieller Motive für das Arzt-Patient-Verhältnis wird ... rasch aufgegeben, wie sie durch die gesellschaftlichen Verhältnisse ohnehin rasch widerlegt und dementsprechend funktionslos geworden ist — und wenn zudem die Möglichkeiten zum Profit nahezu unbegrenzt und unkontrolliert sind.“ (Erich Wulff in der westdeutsch-Westberliner Zeitschrift „Das Argument — Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften“, Dezember 1971.)

Hier wird gegen ein sorgsam gehütetes Tabu verstoßen, das von Professor Voßschulte, Direktor der Gießener chirurgischen Klinik, auf die Frage von Studenten nach der Höhe seines Einkommens „überzeugend“ verteidigt wurde: „Wer nach so etwas fragt, hat keine Kinderstube, und wer auf solche Fragen antwortet, der muß ja irrsinnig sein. Man spricht darüber nicht, weil dieses Thema in den Bereich des Ethischen fällt.“ (!)

Im Hinblick auf Entlohnung gibt es in der BRD drei Gruppen von Ärzten: 1. Gehaltsempfang vor allem bei Ärzten, die in Krankenhäusern und in der Gesundheitsverwaltung arbeiten, 2. Privatvergütung durch einzelne Patienten und 3. Honorierung durch die gesetzliche Krankenversicherung, wobei die Geldverteilung auf die einzelnen Ärzte durch die „Kassenärztliche Vereinigung“, einen ärztlichen Interessenverband, erfolgt.

Nun gibt es in der BRD für profitgierige Ärzte eine Reihe von möglichen Manipulationen, durch die sie in die Gruppe mit eindeutigen Spitzeneinkommen gelangen können. Wulff bezeichnet es nach der Schilderung der möglichen Gewinnmodalitäten als „ein Wunder“, wenn der Durchschnitt der (westdeutschen) Ärzte aus Idealismus auf finanzielle Vorteile verzichten würde und ganz den Gesichtspunkt der Rationalität für ihr handwerkliches Kleinunternehmen, ihre Praxis, aus dem Gesichtskreis verlieren würde“.

Die Manipulationsmöglichkeiten: Der erhobene Krankenkassenbeitrag, über dessen Gesamtsumme die Kassenverwaltung verfügen kann, steht bereit, um 1. das Krankengeld, 2. die Tagessätze für Krankenhaus- und Kurpatienten, 3. die Arzneimittelkosten und 4. die Arzthonorare zu decken.

Nach Abzug der Posten 1 bis 3 bleibt also der Teil der Gesamtsumme übrig, der als Honorar unter die Ärzte und Zahnärzte verteilt werden kann. Damit ist die Honorierung der ärztlichen Leistungen dann relativ gering, wenn die ersten drei Posten relativ groß sind und umgekehrt. Für den Patienten entstehen Nachteile dadurch, daß bei gewissen Ärzten ein Interesse daran besteht, die Aufwendungen für Krankengeld, für die Tagessätze im Krankenhaus und in Kureinrichtungen sowie für Arzneimittel nie so groß werden zu lassen, daß sie den Posten 4, die Arzthonorare, „bedrohen“.

Wulff geht auf die verschiedenen Möglichkeiten, dies zu erreichen, ausführlicher ein: „Es hängt . . . von der durchschnittlichen Neigung sämtlicher praktizierender Ärzte ab, ihre Patienten krank zu schreiben, ab wann und wieviel für Krankentagegelder ausgegeben werden muß.“ Manche Ärzte nehmen ihre so verstandene „soziale Verantwortung“ so „gewissenhaft“ wahr, daß verschiedene Krankenkassen auf die Hilfe von „Vertrauensärzten“ weitgehend verzichten konnten, weil die behandelnden Ärzte „dem Interesse der Krankenkassen nach möglichst kurzen Krankheitszeiten genügend Rechnung getragen haben“.

Wulff zeigt weiterhin, daß es in der Regel im finanziellen Interesse des Arztes liegt, die Zahl der Krankenhauseinweisungen möglichst gering zu halten und die Grundsätze einer möglichst sparsamen Arzneiverordnungsweise einzuhalten; bei Nichtbeachtung sind Regreßansprüche an den Arzt möglich: „Ein Teil der Ärzte gerät gegen Ende jedes Trimesters in eine panische Angst vor solchen Rückzahlungen . . . Sie neigen deshalb dazu, besonders gegen Ende der Trimester diejenigen Patienten ins Krankenhaus zu überweisen, von denen sie annehmen, daß sie viele und teure Medikamente gebrauchen werden, und dieses auch in Fällen, wo eine häusliche Behandlung durchaus ausreichend und für den Patienten unter Umständen auch bequemer wäre . . . Zugute kommt diese Wirtschaftlichkeit allerdings nicht den Krankenkassen und damit auch nicht der Gesamtgesellschaft, sondern dem Kollektiv der Ärzte selbst. Der Honorarkuchen wird durch Ersparnisse auf dem Arzneimittelsektor größer . . .“

Die Krankenkassen überweisen die verbliebene Honorarsumme an die Kassenärztliche Vereinigung zur weiteren Verteilung an ihre Mitglieder. Während früher der Arzt mehr Geld erhielt, der mehr Krankenscheine vorlegen konnte — die Zahl der ärztlichen Leistungen und ihre Art hatte nur eine geringe Bedeutung —, hat man das heute anders geregelt: Es gibt für jeden Schein einen recht niedrigen Grundbetrag, außerdem wird jede Leistung (Untersuchung, Spritze u. a.) gesondert bezahlt — vorausgesetzt, daß genügend Geld



im Topf verblieben ist, sonst nämlich sinkt der Betrag erheblich. Damit sich die Patienten auf diesem Gebiet der „freien Marktwirtschaft“ möglichst gerecht unter den Kassenärzten verteilen, vermindert sich die Grundentlohnung pro „Fall“ mit ansteigender Zahl der Krankenscheine, die ein Arzt abrechnet, fortlaufend. Mit diesem „negativen ökonomischen Hebel“ erkennt die Kassenärztliche Vereinigung vom Grundsatz her „die Bedeutung finanzieller Motive für die ärztlichen Handlungen an, die sie in ihren ideologischen Erklärungen verleugnet“ (Wulff).

Nun wird nicht jede aufgerechnete Leistung auch wirklich honoriert, deshalb werden manche Ärzte jeweils gegen Ende des Trimesters zurückhaltender mit teuren ärztlichen Leistungen, oft entwickeln sie hier ein „regelrechtes betriebswirtschaftliches Denken. Einige von ihnen notieren Tag für Tag den Wert der von ihnen ausgeführten ärztlichen Leistungen und dividieren diesen durch die Patientenzahl. Gegen Ende des Trimesters können sie sich genau ausrechnen, was sie noch tun — d. h. auch anschreiben — können ...“

Dieses Spielchen wird noch dadurch bereichert, daß die ärztliche Gebührenordnung den Arzt günstiger bedenkt, der in der Abrechnungsperiode „möglichst viele in der Gebührenordnung möglichst hoch veranschlagte ärztliche Leistungen erbringt. Damit diese Leistungen ihm nicht vom Kontrolleur gestrichen werden, wird er in gewissen Grenzen ... Krankenscheine sammeln, die von Patienten kommen, die ihm nur wenig Arbeit machen und kaum Zeit kosten.“ Die Folge hiervon ist das stündig volle Wartezimmer.

Nun gilt es noch die differenzierte finanzielle Bewertung der verschiedenen ärztlichen Leistungen zu beachten: Die Erhebung der Krankengeschichte, die für den gründlichen Arzt meist mit Zeitaufwand verbunden ist, wird ebenso wie die eigentliche ärztliche Untersuchung des Kranken niedrig honoriert, wesentlich höher dagegen Laboruntersuchungen, Röntgenaufnahmen, kleine Operationen und so weiter. Das führt bei vielen Ärzten dazu, möglichst wenig an Informationen über die Krankheit zu erfragen oder durch direkte Untersuchungen zu gewinnen, überhaupt den Arzt-Patient-Kontakt auf ein Minimum zu reduzieren. Da spätestens hierbei der Patient mißtrauisch werden könnte, muß die Schnelligkeit der vorgenommenen Untersuchungen unter Zuhilfenahme einiger mystischer Begriffe gerechtfertigt werden: Der Arzt hat eben eine „sehr gut entwickelte diagnostische Intuition ...“, die die Erkennung der Krankheit und die Verordnung eines Rezeptes nahezu auf den ersten Blick erlaubt ...“

Der interessante Bericht von Wulff zeigt noch viele Aspekte, die alle eines beweisen: Die kapitalistische Gesellschaftsordnung degradiert die Ärzte zu ökonomisch und technisch archaischen Kleinunternehmern, welche „die dem heutigen Niveau der ärztlichen Wissenschaft angepaßten Investitionskosten meist nicht tragen können ... Die Verwaltungsmodalitäten und die Zahlungsweisen der Kassen sind nur Instrumente, mit denen die Ärzte mit den Widersprüchen belastet werden, die das Kapital selbst produziert ...“

# Von Hegenbarth bis Klemke

Notizen zur Buchillustration in der DDR von Lothar Lang

Im Jahre 1949 entstanden drei Werke, mit denen die Illustrationskunst in der DDR ihren Anfang nahm. Es handelte sich um die 128 Federzeichnungen von Josef Hegenbarth zu Goethes „Reineke Fuchs“, um die 126 Holzstiche von Werner Klemke zu Weerths „Humoristische Skizzen aus dem deutschen Handelsleben“ und um 12 Federzeichnungen von Max Schwimmer zu Arnold Zweigs „Allerleirauh“. Zwei dieser Künstler, Hegenbarth und Schwimmer, waren den Kennern und Sammlern deutscher illustrierter Bücher bereits ein Begriff, Klemke hingegen war ein Neuling.

Das Werk dieser drei Künstler ist aufs engste mit der Entwicklung der Illustration in unserer Republik verknüpft. Sie wurden die Hauptmeister dieser Kunst und gewannen internationales Ansehen, ihr Werk hat viele jüngere Illustratoren angeregt. Das Niveau, das unsere Buchillustration erreichte, ist zu einem beachtlichen Teil auf das Wirken dieser Graphiker zurückzuführen. Und zwar sowohl quantitativ, also was die im Laufe der Jahre stets steigende Zahl der illustrierten Bücher am Anteil der gesamten Buchproduktion betrifft, wie auch qualitativ, also was das künstlerische Niveau der Buchillustration anbelangt, das sowohl durch das Beispiel dieser drei Meister als auch durch ihre Lehrtätigkeit an den Hochschulen — hier Klemke und Schwimmer länger und nachhaltiger als Hegenbarth — gehoben wurde. Eine Betrachtung der Illustrationskunst unserer Republik muß deshalb mit einer Würdigung von Josef Hegenbarth, Max Schwimmer und Werner Klemke beginnen.

Josef Hegenbarth (1884—1962) hatte sich vor allem mit dem Reclam-Verlag und seinem Leiter Hans Marquardt verbunden. Kein anderer deutscher Verlag gab so viele Bücher des Dresdner Zeichners heraus wie dieses Leipziger Haus. Diese Editionen haben wesentlich zur Anerkennung und zur Verbreitung seiner Werke beigetragen.

Hegenbarths Kunst korrespondiert mit der Zeichenkunst seiner deutschsprachigen Generationsgenossen, mit der Paul Klees, Ernst Ludwig Kirchners, der des Paul Holz, Max Beckmanns und Oskar Kokoschkas. Schließlich wirkten von einer älteren Generation der Zeichner noch Käthe Kollwitz, Ernst Barlach und Lovis Corinth, und vor Hegenbarth steht der nur sieben Jahre ältere Alfred Kubin. Nach der Hegenbarth-Generation kamen in der deutschen Zeichenkunst erst wieder Otto Dix und George Grosz entschieden zu Wort. Gemeinsam ist den in den achtziger Jahren geborenen Künstlern, daß ihr Weg im Jugendstil begann. Sodann wurde ihnen der Expressionismus, zu dessen prägenden Gestalten einige dieser Künstler gehörten, zum Erlebnis; Hegenbarths expressiv-dramatische Sprache ist jedenfalls ohne dieses Generationserlebnis nur schwer denkbar. Die Relativität solcher Beziehungen und Zusammenhänge wird

freilich besonders dann deutlich, wenn man bedenkt, daß Hegenbarth erst nach 1945 sich künstlerisch voll entwickelte. Der Altersgefährte Klees und Kirchners entfaltete sich erst in dem Augenblick, da die Kunst seiner Generation bereits als eine der jüngsten kunstgeschichtlichen Kräfte wirksam wurde. Das mag in gewisser Weise die Sonderstellung begründen, die Hegenbarth auf der Höhe seines Schaffens eingenommen hat. Unter den nach 1945 bekannt gewordenen Illustratoren der mittleren Generation (etwa Imre Reiner, HAP Grieshaber, Gunter Böhmer, Werner Klemke) und der jüngeren nahm Hegenbarth, obwohl sein wichtigstes Illustrationswerk kaum später entstand als das gleichzeitig zur ersten Reife gelangende Werk der Jüngeren, ebenfalls wie Kubin die Stellung eines „großen alten Mannes“ der deutschen Zeichenkunst ein. Nach Alfred Kubins Tod im Jahre 1959 war Hegenbarth der größte lebende Illustrator im deutschen Sprachraum.

Hegenbarths rapide Entwicklung führte durch verschiedene Stilphasen. Die im Reclam-Verlag erschienenen Illustrationen zu Gogols „Tote Seelen“ (1952) und zu Gays „Bettleroper“ (1961) sind Arbeiten, in denen sich neue stilistische Eigenheiten erstmals ausprägten. Bei den Zeichnungen zu Gogols Roman wird zuerst die breite Feder bewußt eingesetzt, die einen Strich erzeugt, der sich später zur Hieroglyphe ballen sollte, der das zeichnerische Gebilde ins Vitale steigert, ins Dramatische, zuweilen ins Monumentale. In den Zeichnungen zu Gays „Bettleroper“ ist dann jene zeichnerische Schrift ausgebildet, die Hegenbarths Künstlertum vollendet zeigt. Keiner der Illustratoren unserer Zeit hat vermocht, die Dramatik eines Gestus so zu enthüllen wie Josef Hegenbarth.

Bei *Max Schwimmer* (1895—1960) ist das anders. Der weltoffene Sachse stand in der Tradition der deutschen sozialkritischen Veristen und proletarisch-revolutionären Zeichner. Bis 1930 kann man bei ihm einen trockenen und sezierenden Strich beobachten, der im Stil an George Grosz erinnert. Aber des Künstlers heiteres Naturell und die ihm eingeborene impressionistische Beobachtungslust überwand den ätzenden Verismus. Sein Hauptwerk, von Matisse und Dufy nicht unbeeinflußt, steht in der Nachfolge der Illustrationskunst Max Slevogts. Die Musikalität des Zeichnerischen, die impressionistische Andeutung, die graphische Verkürzung ist Slevogt wie Schwimmer gemeinsam. Schwimmer zeigt sich in seinen Illustrationen vor allem als ein Künstler des Heiteren und Erotischen. Seine Zeichnungen zu Goethe und Schiller, zu Beaumarchais und Heine, zu Balzac, Rimbaud und Eluard — zumeist im Verlag der Nation, Berlin, und bei Reclam in Leipzig erschienen — gehören zu den Hauptleistungen unserer Illustrationskunst. Schwimmers Zeichnungen zu Majakowskis Buch „Ich will — meine Feder ins Waffenverzeichnis“ (1957 bei Reclam) nehmen schon deshalb einen besonderen Platz in unserer Illustrationskunst ein, weil es hier gelungen ist, sozialistische Dichtung mit souveräner künstlerischer Meisterschaft zu illustrieren. Dieses Buch dient deshalb auch als eines der Beispiele für den immer wieder geäußerten Wunsch, unsere Illustrato-

ren möchten sich auch und besonders der Gegenwartsliteratur widmen und natürlich der sozialistischen Dichtung von Johannes R. Becher und Bertolt Brecht bis zu Erwin Strittmatter und Christa Wolf.

Wirkt Hegenbarth in dem Dreigestirn unserer Meister wie ein eigenwilliger und nicht immer leicht verständlicher Philosoph, so Schwimmer wie ein verschmitzt lächelnder, geistvoller Erotiker.

Werner Klemke (geb. 1917) hingegen tritt als vielseitiger Artist auf, souverän in der Beherrschung des Buches. Ohne Zweifel war Hegenbarth ein größerer Zeichner und Schwimmer ein eleganterer Kolorist als Klemke. Indessen Werner Klemke übertrifft seine älteren Zunftgenossen als Buchgestalter. Er weiß sich mit seltener Fähigkeit auf die Forderungen des Buches einzustellen. Folglich ist er kein Illustrator, der Zeichnungen an den Verlag gibt, sondern Gestalter des Buchganzen, der Schrift und ihrer Ordnung, der Illustration, des Einbandes und des Schutzumschlages. Klemkes Werk hat wesentlich geholfen, das Ansehen, das unsere Buchkunst im Ausland genießt, zu befestigen. Es ist deshalb auch ganz aufschlußreich, zu wissen, daß es Sammler von Klemke-Büchern nicht nur bei uns in der DDR gibt, sondern auch in der Sowjetunion und in der BRD.

Von Klemke stammt eine Reihe prächtig illustrierter Bücher, die ihren Bestand in der Geschichte der Buchillustration haben werden; so unter anderem die Pinselzeichnungen zu Diderots „Nonne“ (1956), die Holzstiche zu Reuters „Schelmuffsky“ (1954), die kolorierten Schabzeichnungen zum „Gargantua“ (1955), die Zeichnungen zu Majakowskis „Gut und schön“ (1957), die Holzstiche zu Boccaccios „Dekameron“ (1958) und die farbigen Zeichnungen zu Thomas Manns „Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull“ (1965). Nicht unerwähnt bleiben dürfen die zahlreichen Schul-, Märchen- und Kinderbücher, die Klemke zum Entzücken der großen und kleinen Leser illustriert hat, wir nennen wenigstens die „Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm“ (1962).

Klemkes Illustrationen deuten, sehr im Unterschied zu Hegenbarth, weniger aus; sie verbildlichen die Literatur und schmücken das Buch. Klemkes Bände sind Glanzstücke der Buchkunst. Insofern ist Klemke auch der sicherste Buchtechniker unter unseren Künstlern. Verblüffend ist die Elastizität seines geistigen Engagements an die Literatur, sie reicht vom heiteren, unbeschwerten Strichwerk, das mehr Schmuck denn Illustration ist, bis zum ereignissträchtigen und bedeutungsgeladenen Bildwerk, das der Erhellung des Textes dient. Die Skala seiner Ausdrucksmittel ist deshalb besonders breit. Sie reicht technisch von der Zeichnung mit dem Pinsel, der Feder oder der Kreide bis zum Holzstich, den er in unserer Republik zu neuer Blüte brachte. Auffallend sind auch die Variationen in der Anverwandlung verschiedener stilistischer Tendenzen. Der Stil alter Volksbücher wird ebenso als Anregung benutzt wie die französische und deutsche Kunst des 19. und 20. Jahrhunderts, etwa die Illustrationen von Menzel oder Matisse oder Picasso oder Corinth. Im Holz-

stich wird die Formwelt von Bewick bis Faworski verarbeitet, Klemke ahmt aber fremdes Formengut nicht nach, er überprüft es auf Brauchbarkeit für seine Zwecke, setzt es um.

(Ein weiterer Beitrag folgt)

## Rendezvous mit Berlin?

von Joachim Seyppel\*)

Hat doch ein gewisser Herr Springer einen gewissen Herrn Habe eingeladen, für die „BZ“ eine Artikelserie zu schreiben, um – zwischen Ostern und Pfingsten und überhaupt – den Westberlinern zu sagen, wie es *eigentlich* in Berlin (Ost) aussieht. Damit, falls die Leute nach den DDR-Besuchen etwa auf falsche Gedanken kommen, sie gleich wieder *richtige* Gedanken, sprich Gedanken vom kalten Krieg, haben.

„Es ist nicht leicht, von den Ostberlinern zu erfahren, was sie wirklich denken“, spricht Herr Habe, aber *er* schafft es natürlich, ihm sagen sie alles, denn sie wissen ja nicht, daß Herr Habe der CIA, dem Pentagon, Herrn Springer sehr nahesteht – und wenn er es doch nicht schafft, sagt er eben, was *er* wirklich denkt.

Und das spricht dann Bände. Er denkt, daß es Deutschland, wie es einst war, noch gibt. Und davon, beklagt Herr Habe, steht kein einziges Wort in der DDR-Presse: von „Deutschland“ nichts.

Herr Habe, ein wahres Genie an Erfindungsgeist, durchschaut natürlich nach wenigen Stunden Stadtrundfahrt die Lage sofort. Er weiß, wo die Intellektuellen stehen, wo „Tante Emma“ steht, daß Taxen „nicht leer fahren dürfen, wo sie einen Fahrgast absetzen, da müssen sie auf den nächsten warten“ (!), im Warenhaus am Alex „wird mehr bewundert als gekauft“, er vermißt „Leistung“ (soll man Sportnachrichten lesen), sieht „Ruinengrundstücke, endlose leere Flächen, Reißbrettlandschaft, manchmal einen einzigen Menschen in der Mitte der Leere... einen verlorenen Laden – wo kaufen die Ostberliner ein? – verwahrloste Bürgerhäuser, schiefe Türen, Berge von Schutt. Etwas über eine Million Menschen wohnen in Ost-Berlin – wo sind sie?“

Antwort: Sie haben sich versteckt. Sie wollten einem gewissen Herrn Habe nicht begegnen, Wollten ihm durchaus nicht sagen, daß die DDR zu den stärksten Industrienationen der Welt gehört, daß sie in alle Erdteile exportiert und daß möglicherweise einige Dinge, die Herr Habe mit sich herumträgt, in der DDR hergestellt worden sind.

Nein, solchen Leuten geht man besser aus dem Weg. Wenn also Herr Habe in der Mitte der Leere nur einen einzigen Menschen getroffen hat und fragt, wo die Bewohner alle sind, wie kann er dann mit den vielen Menschen gesprochen haben, die er zitiert?

Er hat sie also – seiner eigenen Logik nach – erfunden. Er ist überhaupt ein wahres Genie an Erfindungsgeist. Seinerzeit kam er,

\*) Dieser Artikel ist der Westberliner Zeitung „Die Wahrheit“ entnommen.

in der Nähe der CIA, nach Berlin-Tempelhof, gründete also den amerikanischen Sektor mit und gleich dazu eine Zeitung und läßt sich seitdem Journalist und Schriftsteller nennen. Hat ein Haus in der Schweiz. Hat „Bestseller“ geschrieben, die ihn noch nicht unbedingt zu einem der besten Autoren machen. Denn wer zwischen Alex und Rotem Rathaus „in der Mitte der Leere manchmal einen einzigen Menschen sieht“ – der kann entweder nicht sehen oder nicht schreiben. Oder es mißlingt ihm beides.

Im Grunde genommen ist Herr Habe nicht satisfaktionsfähig, er ist die Kritik eigentlich nicht wert, die man hier schreibt, im Grunde ekelt einen dieser ölige, glatte, sehr geleckte Typ an. Ehrlich. Er ekelt mich an. Und wen eigentlich nicht. Natürlich Herrn Springer nicht. Der ist ein ähnlicher Typ. Fa. Springer & Habe – Man weiß, was gemeint ist. Herr Habe beruhigt nach seiner historischen Stadtrundfahrt Herrn Springer mit den Worten: „Nein, diese Stadt (gemeint ist die Hauptstadt der DDR) wird mit West-Berlin nie konkurrieren können... auch nicht, wenn sich 80 Botschaften hier etablieren, französischer Champagner und Callgirls importiert werden.“

Herr Habe war, wie er am Ende sagt, „nur ein paar Stunden im Osten“, aber er versteht jetzt alles besser. Zwar fürchtet er – und Herr Springer – achtzig Botschaften, also die weiter voranschreitende Anerkennung der DDR in aller Welt, zwar weiß er nicht, daß Champagner bereits importiert wird (aus der UdSSR, aus Frankreich), und besonders die Abwesenheit von Callgirls hat ihm offenbar einen argen Schock versetzt.

Herr Habe hatte also die wenigen Stunden, die ihm zur Verfügung standen, dazu benutzt, um sofort festzustellen (wahrscheinlich im Telefonbuch), hier gibt es keine Callgirls. Und das will eine Hauptstadt sein! Hat natürlich auch keine Bank-Holdups, keine Gangster-Syndikate, keine Hasch-Kneipen, keine Schmonzetten mit Sex. Mord. Sex-Mord, Mord-Sex, also keine Springer-Schmonzetten, hat rein gar nichts von einer „Weltstadt“, da die Weltverbrechen fehlen (Erpressung, Sex, Mord, Mord-Sex, Sex-Mord), und das fehlt natürlich einem Manne wie Herrn Habe, der unlängst in Kalifornien einen nahen Verwandten durch eben einen dieser fashionablen Sex-Morde verlor.

Herr Habe tut uns leid, weil die DDR ihm da mit gar nichts dienen konnte. Freilich war er nicht lange genug in der DDR, um zu wissen, daß sich dort eine Emanzipation abgespielt hat, auch in Sachen Liebe (den Film „Der Dritte“ konnte er in seiner Eile nicht sehen), so daß Callgirls „überflüssig“ sind – überflüssig wie andere Verbrechen-syndikate, an denen Typen wie er unter Umständen sehr viel Geld verdienen. Vielleicht wollte Herr Habe ein paar Dollars anlegen, als Louis, für ein Callgirl-Syndikat, das es aber nun in der DDR nicht gibt?

Unter Freiheit versteht Herr Habe Callgirls, Gangster, Zuhälter. Gut, daß er nun weiß, daß er in der DDR nichts verloren hat. Er wird sich in Westberlin, Zürich oder Los Angeles wohler fühlen, wenn er erst wieder seine Callgirls antelefonieren darf.

# Salut, Genosse Graf von Heinz Kamnitzer

## Zum Tode von Alexander Stenbock-Fermor

Stenbock-Fermor wurde als Sohn eines baltischen Gutsbesitzers und zaristischen Offiziers am 30. I. 1902 in Nitau (Livland) geboren. Nach Kriegsende Freiwilliger gegen die revolutionäre Bewegung in den baltischen Staaten. Enttäuscht und verarmt, lernt er als Bergarbeiter im Ruhrgebiet das Los des Proletariats und die Weltanschauung des Marxismus kennen. Seit 1929 freier Schriftsteller, nähert er sich, unter dem Eindruck der großen Krise, der KPD und tritt 1931/32 an die Spitze eines Komitees — dem auch Ludwig Renn und Bodo Uhse angehören —, das sich für die Befreiung des von der reaktionären Justiz verurteilten Reichswehrleutnants Scheringer einsetzt, der den Weg zur Kommunistischen Partei fand. 1933 in Haft genommen, ist Stenbock-Fermor nach seiner Entlassung im Widerstand tätig. Seit 1945 vor allem als Autor von Drehbüchern bekannt.

Man sollte ihn in seiner Wohnung am Laubenheimer Platz besucht haben. Er ist ein Gastgeber gewesen, der ein Süppchen wie ein Butler hereinbrachte, ein Spiegelei wie ein Oberkellner vorlegte und die ganze Mahlzeit wie ein Grandseigneur zelebrierte, langsam und lobend, so daß man sich hochgehört und ein wenig übersättigt fand. Nicht zu vergessen die Tischgespräche. Ohne sie wäre das üppige Diner nicht abgerundet. Buchenswert dabei seine geistige Großzügigkeit und sein Respekt für andere. Ich habe nie ein hartes, schon gar nicht ein böses Wort von ihm gehört. Ich kann nicht wissen, wie er früher gewesen. Als ich ihn kennenlernte, war er jedenfalls ohne Haß und Ehrgeiz.

In meinem Leben bin ich auf einige Stenbock-Fermors gestoßen. Ein Magnus Stenbock schaut in Helsingborg hoch zu Roß von seinem Sockel herunter und ist Generalfeldmarschall des Schwedenkönigs Karl XII. gewesen. Ein Fermor in russischen Diensten hat im Oktober des Jahres 1760 Berlin besetzt. Ein anderer ist stellvertretender Vorsitzender einer britischen Vereinigung, die mir beweisen wollte, daß die Werke von William Shakespeare in Wahrheit von Francis Bacon stammen.

Nun mag ich weder Eroberer noch Eiferer. Und so ist mir schon deshalb der vierte Fermor am liebsten gewesen. Er selbst war auch eher seinem anarchistischen Vorfahren, dem Fürsten Peter Kropotkin, verwandt, der mit seinem rührenden Buch „Gegenseitige Hilfe“ die Solidarität im Reich der Tiere beschrieb, um klarzumachen, daß Darwins Kampf ums Dasein im Reich der Menschen keineswegs die natürliche Lebensweise der Arten ist. Vielleicht leitete Alexander davon seine stille Hoffnung ab, daß der Selbsterhaltungstrieb der Gattung Mensch stärker sein werde als das Selbstinteresse einer Klasse, die eher den Untergang in Kauf nimmt als das Ende ihrer Vorteile und Vorrechte.

Er baute dabei auf seinen Fortschrittsglauben an die Vernunft,

wobei er es wahrscheinlich weniger mit dem „Geist der Gesetze“ von Montesquieu hielt als mit dem Geist der Geschichte, durch den sich nach Lion Feuchtwanger die Vernunft malgré tous durchsetzt. Jedenfalls bereiteten ihm Geist und Vernunft eine fast erotische Lust. Allerdings ist es nicht so sehr das Vergnügen an der Brillanz der Gedanken wie an der Substanz des Inhalts gewesen.

Doch meine man nicht, daß ihm selbst Tiefsinn fehlte, weil, was er geschrieben, alte Adjektive: wie redlich, lauter, gradlinig wachruft. Man blicke in seine „Erlebnisse als Bergarbeiter“ und in sein Buch „Deutschland von unten“ hinein. Es sind alles andere als blanke Berichte. In der Präzision, mit der geschildert — hier trifft es sogar zu, von „wiedergegeben“ zu sprechen — wird, ist bereits die Richtung, fast möchte man sagen, der Zwang zu einer Gesinnung angelegt, die zwar von der Begegnung mit Arbeit und Armut ausgelöst ist, aber über sie hinaus zu einer Lebensphilosophie weist.

Dabei zeigt sich messerscharf, was ihm ureigen gewesen: die Einheit von Identifikation und Distanz. Er hatte nicht einen Besuch bei der proletarischen Welt hinter sich, um sich damit zu empfehlen. Weder unter Tage noch auf Erden, weder persönlich noch literarisch bot er sich mit einer falschen Kumpelerei an. Was er fand, wahrscheinlich suchte, zweifellos auch mitbrachte, war etwas, das links lange ein Fremdwort geblieben ist. Es ist etwas, das ohne viel Worte durch dick und dünn seinen Wert behält: die unausgesprochene Verbundenheit, die man *Kameradschaft* nennt. Oft genug mißverstanden, noch mehr mißbraucht von den Gegnern des Sozialismus, brachte er sie mit, als er 1929 Mitglied des Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller wurde. Sie bewirkte nicht zuletzt, daß er von seinen ehemaligen Gefährten aus der Zeit der Baltikum-Kämpfe angehört und von seinen neuen Freunden hoch geachtet wurde.

Scheu war er stets, schien furchtsam und ist dennoch sehr tapfer gewesen. Sich zur Verfügung stellen, kennzeichnet vielleicht am besten seine Haltung. Obwohl parteilos, bekannte er sich zur KPD, als die NSDAP auf dem Marsch zur Macht war. Er gab in der braunen Zeit seine Wohnung her, damit Kommunisten der Gruppe Uhrig mit dem ehemaligen Hauptmann Beppo Römer zusammentrafen, um im Widerstand zusammenzuwirken. Er ließ sich nach 1945 von der SMA zum Bürgermeister von Neustrelitz küren, obwohl er noch nicht einmal telefonieren, geschweige denn regieren mochte. Später lieferte er Drehbücher, die der DEFA und dem Fernsehen der DDR große Erfolge einbrachten. Von „Grube Morgenrot“ bis zu „Mord an Rathenau“, den wir gemeinsam schrieben, zeigte er sich als Fachmann des Films. Allerdings machte ihm die Anstrengung des Denkens, die geistige Auseinandersetzung und die Arbeit am Manuskript stets mehr Freude als alles, was danach kam — oder nicht kam. Ich habe ihn auch darin verstehen- und schätzengelernt. In den letzten Jahren lebte er in Düsseldorf, doch blieb er Mitglied des PEN-Zentrums DDR, der ebenfalls bis zuletzt seine Zuneigung gehörte. Salut, Genosse Graf.



# Hinweis auf die Grenzen der Macht

von Rhenanus (Bonn)

Alle Vergleiche hinken, aber dies vorausgesetzt, scheinen Rückblicke auf einige Daten der jüngeren Geschichte zum angekündigten Zweck erlaubt: Im März 1920 versuchten der Generallandschaftsdirektor Kapp und General Lüttwitz, die Reichsregierung zu stürzen. Doch die Gewerkschaften riefen in Berlin zum Generalstreik auf, und damit war der Kapp-Putsch gescheitert.

Im Dezember 1932 wollte General von Schleicher, gestützt auf den sogenannten „Sozialen Flügel“ (Gregor Strasser) der NSDAP und auf die Gewerkschaften, eine Diktatur errichten, die vermutlich eine preußische Variante der heutigen „Obristen-Regimes“ geworden wäre. Doch die Gewerkschaften lehnten dieses Ansinnen ab, und damit war Schleicher gescheitert.

In der zweiten Januarhälfte 1933, während die Hindenburg-Kamarilla Tag und Nacht mit der NS-Prominenz verhandelte, schlug die KPD der SPD und der Gewerkschaftsführung vor, gegen die sich ankündigende Hitler-Diktatur die Waffe des Generalstreiks einzusetzen. Doch die SPD-Führung wie auch die Mehrheit der Gewerkschaftsführer sprachen sich dagegen aus und vertraten den Standpunkt, daß es „undemokratisch“ wäre, einen nominell vom Reichspräsidenten berufenen und somit der Form nach legal zur Macht gelangten Kanzler mit anderen als parlamentarischen Mitteln zu bekämpfen...

Die Ereignisse der letzten Wochen in der Bundesrepublik zeigen, daß die Masse der Gewerkschafter sich heute sehr wohl der Notwendigkeit entschiedener Kampfaktionen gegen Staatsstreichpläne bewußt ist. Die Warnstreiks in den westdeutschen Industriezentren waren eine Probe aufs Exempel. Selbst wo Betriebsratsvorsitzende zunächst zögerten — auch das kam vor —, mußten sie schließlich einsehen, daß nichts anderes übrigblieb, als dem Willen der Belegschaft zu entsprechen. Eine wertvolle Erfahrung, die man hoffentlich weiter beherzigen wird: Der Einfluß der Gewerkschaften festigt sich und wächst im gleichen Maße, wie sie bereit sind, außerparlamentarische Aktionen zur Rettung der Demokratie zu billigen und sie mit den ihnen zu Gebote stehenden nicht geringen Mitteln organisatorisch und materiell zu unterstützen.

Für einen großen Teil der westdeutschen Öffentlichkeit, auch für manche DGB-Funktionäre, bedeutete das spontane politische Auftreten der Werklätigen eine Überraschung: der Vorsitzende der IG-Chemie, Hauenschild, gab das offen zu. Es sei darin wohl der Beweis dafür zu erblicken, daß „der Bewußtseinsbildungsprozeß“ in den letzten Jahren große Fortschritte gemacht habe, so erklärte er es sich und seinem Diskussionspartner auf dem Fernsehschirm, dem Präsidenten der Arbeitgeberverbände, Friedrich, und verwahrte sich zugleich gegen die Unterstellung, daß es der Einflüsse von „außen“ bedurft habe, um diese Massenbewegung auszulösen. Und Friedrich

bestand auch nicht weiter darauf, vielmehr war er sichtlich bemüht, kein Öl ins Feuer zu schütten.

Gleiches kann man von Franz Josef Strauß nicht behaupten. Das Fazit, das ein hiesiger Kommentator daraus zog, daß es offenbar gelungen sei, die Reaktion auf die Grenzen ihrer Macht aufmerksam zu machen, hatte einen der blindwütigen Zornausbrüche des CSU-Chefs zur Folge: Wenn es stimme, so tönte es im „Bayernkurier“, „daß ohne den DGB in diesem Land keine Politik mehr gemacht werden könne, so stellt sich die Frage, warum wir uns überhaupt noch den Luxus einer aufwendigen parlamentarischen Demokratie leisten und nicht umgehend Herrn Vetter, Herrn Essl und Genossen alle Staatsgewalt übertragen wollen ...“

In der bayerischen Hauptstadt kann man zuweilen die Meinung hören, und zwar von Leuten, die der CSU nahestehen oder gar eine Funktion in ihr ausüben, daß Strauß seine Zukunft bereits hinter sich habe – das kann stimmen, macht ihn aber nur noch gefährlicher. Es spricht einiges dafür, daß der Düsseldorfer Minister Diether Posser (SPD) mit seinem Urteil über Strauß „Total irrational und unberechenbar“ recht hat. Nicht zuletzt auch die von keiner Vernunft mehr getrübe Art der Polemik im „Bayernkurier“ zeigt es. An sich ist es doch eine Faustregel der Journalie, unbequeme Kritiker totzuschweigen. Im „Bayernkurier“ hingegen werden sie – „zwecks Anprangerung“ – versteht sich – ausführlich zitiert. So zum Beispiel die als „CDU-Gewerkschaftstante“ apostrophierte Frau Maria Weber – sie ist Mitglied der CDU und der DGB-Bundesvorstandes. Sie hatte es gewagt, sich öffentlich und nicht nur hinter vorgehaltener Hand, für die sofortige Ratifizierung der Verträge auszusprechen, und befand, daß die Vorgänge rund um den Mißtrauensantrag gegen Brandt „kein Musterbeispiel für guten demokratischen Stil“, sondern „für alle Demokraten beschämend“ gewesen seien. Wie lange noch, dröhnt Strauß, wolle die CDU derartige „Provokationen“ hinnehmen?

Nun, die CDU-Sozialausschüsse haben dem Druck von rechts inzwischen wieder einmal nachgegeben und sich mit dem DGB angelegt. Katzer, der Chef der Sozialausschüsse, steht ja in Treue fest hinter Barzel.

---

## Noch einen Löffel Gift, Liebling?

von Peter Rell

Der Premierenbeifall ist verrauscht. Der Vorhang gefallen. Die zuschauenden Kritiker und die kritischen Zuschauer haben ihre Meinung bekundet: die einen mit dem geschriebenen Wort, die anderen mit dem über Wohl und Wehe eines neuen Werkes entscheidenden Applaus. Die Resonanz in der Komischen Oper aber war mäßig, um nicht zu sagen enttäuschend. Das Publikum vermifste vor allem jene Eigenschaften, die der

„Komischen Kriminaloper“ (so der Untertitel) von ihren Autoren Siegfried Matthus und Peter Hacks zgedacht waren: „belustigende Distanz, Lockerheit, Schönheit, vielleicht ein ganz klein wenig Parodie“. So jedenfalls nachzulesen in den Hacksschen Bemerkungen über das Libretto; es heißt dort abschließend: „Derartiges zu machen, macht Spaß. Sollte der Fall besonders günstig liegen, dann haben wir nicht bloß uns selbst amüsiert, sondern nebenbei auch noch das Publikum.“ Gerade dieser Fall aller Fälle trat nicht ein. Das Publikum fühlte sich auch in der inzwischen unwesentlich gekürzten Fassung dieser Drei-Stunden-Kriminaloper (ich besuchte die Aufführung am 9. Mai) noch gelangweilt, zumindest aber nicht amüsiert. Die Dame neben mir spielte aus ebensolchem Grunde mit ihrem Theatertäschchen, andere trösteten sich mit Konfekt, das sie knisternd auswickelten, und wieder andere waren nach der Pause nicht mehr zu sehen. Soweit der Tatbestand. Wo liegen nun aber die Schwächen des Stücks? In der Musik, im Libretto oder in der Inszenierung selbst? Ich glaube, in jedem zu einem guten Teil. Doch beginnen wir von vorn.

Der im Musiktheater-Metier erfahrene Komponist Siegfried Matthus wollte nach seiner inzwischen fünfmal inszenierten Oper „Der letzte Schuß“ etwas Heiteres für die sich allzu seriös gebärdende Opernbühne schreiben. Seit 1964 trug er sich mit der Idee für einen kriminalistischen Einakter, doch sie zerschlug sich. Es entstanden zunächst eine Altberliner Posse unter dem Titel „Der Barbier von Berlin“ und die vom Publikum spontan aufgenommene Ballettszene „Match“. Doch die Liebe zum Krimi ließ den Komponisten nicht los. Als der Stoff endlich gefunden war, ging es mit der Musik im Eiltempo voran: Ergebnis: 608 Partiturseiten in wenigen Monaten. Die reizvolle Story lieferten ihm in engster Koproduktion der Ire Saul O'Hara mit seiner Komödie von der „Riskanten Heirat“ (bekannt als „Inspektor Campbells letzter Fall“) und der zum Librettisten avancierte Peter Hacks, der für sein kriminalistisches Eingreifen folgende Begründung fand: „Mein Kollege O'Hara hat mir, was die Fabel anlangt, nichts zu danken außer, daß ich an ihr nichts geändert habe.“

Das, was im Stück geschieht, ist wohlbekannt. Ich kann mich hier mit einer Skizze begnügen. Inspektor Campbell hat, bevor er in den Ruhestand tritt, noch den schwierigsten Fall seines Lebens aufzuklären. Das bedeutet: Er muß zwei renommierte Vertreter der englischen High society, Oberst Brocklesby und Lydia Barbent, des sechsfachen Gattenmordes überführen. Das ist leichter gesagt als getan, denn die beiden umgeben sich mit dem schönen Schein bürgerlicher Moral und Wohlanständigkeit, verhalten sich nach den gängigen „Normen“ ihrer Gesellschaft. Mit einem ebenso einfachen wie genialen Kunstgriff wird das Dilemma gelöst: Die Mörder werden vom Polizei-Inspektor höchstpersönlich zur Ehe angestiftet, um sich so gegenseitig mit den raffiniertesten Tricks aus der Welt zu schaffen. Jeder liebt am anderen nur das Geld. Lydia wird nach vielem Hin und Her schließlich von der Kellertreppe gestoßen, der Oberst stirbt am Elektroschock, als er die Portwein-Kellertür öffnen will. Hacks findet nicht nur hierfür eine treffende Formulierung („die Leiche schlägt zu, die Ermordete mordet den Mörder“), er versteht es auch, diese Welt des perfekten Betrugers um des Geldes willen stärker als im Original in Kontrast zu

setzen mit einigen lebenskräftigen und dabei arglosen Gestalten aus dem Volke.

Dies hätte alles Anstoß genug für eine musikalische Komödie sein können, in der es lustig, witzig und hintersinnig, mit Pointen gewürzt, aber auf jeden Fall zülig und nicht zimperlich zugeht. Das mit solchen Vorzügen reich ausgestattete Libretto weist neben seinem literarischen Schliff auch dramaturgisches Geschick auf. Doch eine „Komische Kriminaloper“, die das Publikum mitreißt und erheitert, ist es trotzdem nicht geworden.

Die Musik läßt das Stück nur auf diversen Umwegen (Arien, Duette, Ensembles) bis zu der Stelle kommen, wo es wirklich kriminell wird und das Mörderduo sich endlich mit Geschrei und Feuerzauber umbringt. Die mit köstlichen Einfällen nicht geizende Musik trifft oft den eigentlichen Nerv des Stückes (zum Beispiel in der Pilzszene, der Kurmusik, Duett „Wir sind füreinander bestimmt“, Schlußensemble), sie gefällt sich aber zu sehr in ironischen Anspielungen und Verballhornungen des herzerweichenden lyrischen Tenorschmelzes, obwohl sie selbst nicht ohne ihn auskommen kann. Welche Widersprüche sich hier auftun, ist daraus zu erkennen, daß gerade diese satirisch gemeinten Gesangsnummern beim unbefangenen reagierenden Publikum Anklang und ästhetisches Wohlgefallen fanden.

Zu breit ausmusiziert scheint mir die wohlgesittete Langeweile suggerierende Party im Hause des Oberst (Koloraturen-Markjon der Jennifer) und die Liebesduette im bedenklich hinausgezögerten Finale.

Zweifelhaft scheint mir vor allem das Verdienst der Regie (Götz Friedrich). Aus der im Libretto allgütigen Heimleiterin Dodd (Gisela Pohl) wird eine sächelnde altjüngferliche Figur, aus dem idealistisch gesinnten Lehrer Fletcher (Hans-Otto Rogge) ein erotisch verklemmter Jüngling und aus den erziehungsbedürftigen Damen Poll und Jennifer zwei ungezogene Bälger, bei denen es die letztere nicht erwarten kann, ihre Kleider von sich zu werfen. Salome, die Kurtisane aus „Don Quichotte“ und andere tanzende Damen der Opernwelt haben hier wohl Pate gestanden.

Darstellerisch und für die geforderten gesanglichen Aufgaben geradezu ideal: Jutta Vulpius (Lydia) und Hanns Nocker (Oberst). Gewitzt und mit selnem roten Ruhestandsplaid durch die Szenerie wandelnd, Rudolf Asmus als Inspektor. Zwei Besetzungen — zwei unterschiedliche Butler: der ganz in die Rolle hineingewachsene und überzeugende Hans-Martin Nau und der noch unbeholfen-steif wirkende Siegfried Lorenz. Recht munter geht es im Orchestergraben zu, wo Gert Bahner und seine Musiker die Partitur nicht nur kriminalistisch (Bläsermotiv zu Beginn), sondern auch klanglich tüchtig aufpolieren. Den Schauplatz des Geschehens, ein als Ehekäfig ausgestattetes englisches Landhaus, garnierte der Bühnenbildner Reinhart Zimmermann mit bengalisch beleuchteten Rosen und dem berühmten englischen Rasen. Kostüme: Eleonore Kleiber.

Was ist also dieser „Giftlöffel?“ Ein vom Wortwitz lebendes Schauspiel mit viel Musik oder eine dialogreiche Buffo-Oper? Wohl beides. Zumindest aber ein unschlüssiges Kriminalstück zwischen Mord und Musik.

# Von Prometheus bis in unsere Tage

von Georgi Gulia

Vor einiger Zeit veröffentlichte die Weltbühne einen kleinen Beitrag von mir über die abchasische Literatur<sup>1)</sup>. Jetzt führe ich diesen Bericht weiter — ich will auf die Kultur des in Mitteleuropa sicher noch wenig bekannten abchasischen Volkes eingehen.

Das abchasische Volk lebt im Küstenstreifen zwischen dem Kaukasus und dem Schwarzen Meer, einem Teil der Kolchis, von der schon altgriechische Schriftsteller und Geographen berichteten. Hier, im Kaukasus, wurde Prometheus, der nach der Sage den Göttern das Feuer stahl und es den Menschen brachte, an einen Felsen geschleudert. Aus der Kolchis holten sich die Argonauten unter Iasons Führung das Goldene Vlies. Schon Herodot sah eine Beziehung zwischen Sprache und Vorfahren der Abchasen zum alten Ägypten.

Die jüngsten archäologischen Funde aus Abchasien und Adygia (Nordkaukasus), von Professor Georgi Turtchaninow aus Leningrad dechiffriert, beweisen, daß die alte Schriftsprache des Volkes von Kolchis mit der Schriftsprache der Phönizier und der Schriftsprache der Hethiter (Kleinasien) verwandt ist. Zweifellos wurde die abchasische Kultur von der ägyptischen, der hethitischen, der klassischen griechischen und römischen Kultur beeinflußt. Die Architekturdenkmäler Abchasiens sind zum Teil vorchristlich, sie gehören vornehmlich in die Periode des Abchasischen Reiches, also in das achte bis zehnte Jahrhundert unserer Zeitrechnung.

Ein besonders rätselhaftes Denkmal ist die Zyklopische Mauer, mit 160 Kilometern die zweitlängste der Welt! Nach meiner — laienhaften — Meinung haben jene Wissenschaftler recht, die den Bau der Mauer in das fünfte Jahrhundert unserer Zeitrechnung verlegen und sie mit der großen Stadt des Altertums Dioskurias, die im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung verschwunden ist, in Verbindung bringen.

Seit alter Zeit entwickeln sich Gesangs- und Tanzkunst, ein unveräußerlicher Bestandteil des Lebens der Abchasen: Feldzüge, Hochzeiten und Begräbnisse wurden davon begleitet. Es gibt sogar ein Lied der Verwundung, das bei schweren chirurgischen Eingriffen als „beruhigender“, „anästhesierender“ Hymnus auf Tapferkeit und Heldentum gesungen wurde. Die abchasischen Tänze zählen selbst im Kaukasus, wo die Tanzkunst bekanntlich sehr hoch in Blüte steht, zu den temperamentvollsten und mitreißendsten.

Die erste abchasische Zeitung erschien vor reichlich 50 Jahren. Zu Beginn unseres Jahrhunderts wurden das Evangelium und einige andere religiöse Bücher in abchasischer Sprache herausgegeben, außerdem Proben dichterischen Schaffens und verschiedene Lehrbücher. Heute erscheinen in Abchasien Dutzende Zeitungen und Zeit-

1) s. Wb Nr. 45/1971 „Von der Literatur Abchasiens“

schriften und jährlich über hundert Buchtitel in abchasischer Sprache.

Ende der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts legten Bartholomäus und Uslar ihre Proben einer abchasischen Schriftsprache vor. Sie war jedoch zu kompliziert, als daß sie im Volke hätte Fuß fassen können. 1892 schufen Dmitri Gulia und Matschawariani auf der Grundlage der kyrillischen Buchstaben ein vereinfachtes Alphabet und gaben eine abchasische Fibel heraus. Dieses Alphabet, den Erfordernissen der Polygraphie entsprechend etwas abgewandelt, verwenden die Abchasen heute.

Die multinationale sowjetische Kulturpolitik hat viel für Abchasien getan und die Entwicklung der abchasischen Kultur tief beeinflußt. Abchasien bietet ein anschauliches Beispiel dafür, wie sich die Kultur eines kleinen Volkes unter den Bedingungen des siegreichen Sozialismus entwickeln und wie sie gedeihen kann.

---

## Antworten

**Prof. Dr. Siegfried Behring, Berlin-Treptow.** — Peter Ahrens habe, so schreiben Sie uns, in der Weltbühne 14/1972 auch Ihnen aus dem Herzen gesprochen, als er im Zusammenhang mit den Leiden hervorragenden sowjetischen Filmen „Belorussischer Bahnhof“ und „Leuchte, mein Stern, leuchte“ Kritik an deren Einsatz in unseren Filmtheatern geübt hat. Der „Fall“ dieser beiden Filme, die zu einem Aschenbrödel-Dasein in unseren Vorstadt-Kinos verurteilt schienen und erst jetzt nach einer immer deutlicher hervortretenden Unzufriedenheit der öffentlichen Meinung ihren Weg in unsere Lichtspielhäuser gefunden haben, habe kulturpolitische Schwächen sichtbar werden lassen, aus denen vor allem die direkt Verantwortlichen schnell und gründlich lernen sollten. Neuerscheinungen der Größenordnung der erwähnten Filme müßten rechtzeitig erkannt werden. Sie fordern weiter, daß die Bevölkerung durch Presse und andere Massenmedien auf solche Filme richtig vorbereitet wird, damit diese eindrucksvollen Kunstwerke „optimal dazu beitragen, unseren Geschmack und unser Urteil zu bilden und zu verfeinern“. — Da diese Frage auf dem Kongreß der Film- und Fernsehschaffenden der DDR eine große Rolle gespielt hat (und auch schon praktische Auswirkungen zu erkennen sind), glauben wir, daß die von Ihnen gerügten Schwächen „schnell und gründlich“ überwunden werden.

---

Chefredakteur: Peter Theck

Die Weltbühne

veröffentlicht unter der Lizenznummer 1263 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der Deutschen Demokratischen Republik  
erscheint jeden Dienstag zum Einzelpreis von 50 Pfennig im Verlag der Weltbühne, v. Ossletzky & Co., 103 Berlin, Otto-Nuschke-Straße 10/11, Postfach-Nr. 1240, Telefon: 22 911 45 — Telegr.-Adresse: Weltbühne Berlin — Postscheck-Konto: Berlin 138 780 — Bank-Konto: Berliner Stadtkontor, 108 Berlin, Behrenstraße, Konto-Nr. 6651-14-592  
Verwertung der Beiträge nur nach Zustimmung des Verlages der Weltbühne  
Für nicht erbetene Manuskripte haften wir nicht!

Anzeigenannahme: DEWAG-WERBUNG BERLIN, DDR, 102 Berlin, Rosenthaler Straße 28-31, Fernruf: 22 627 75, und alle DEWAG-Zweigstellen.

Zur Zeit gilt Anzeigen-Preisliste Nr. 1  
(140) Druckerei Neues Deutschland, 1054 Berlin

# Bemerkungen

## Die Spielregeln

„Eco-Play“ heißt die jüngste westeuropäisch-amerikanische Variante eines Unterhaltungsspiels, das meiner Generation noch unter dem schlichten Namen „Mensch, ärgere dich nicht“ geläufig war. Das Grundprinzip: Die Teilnehmer müssen mit ihren Steinen komplizierten Weg zurücklegen, an dessen Etappen günstige oder ungünstige, das Zielfeld näher- oder fernerrückende Umstände auf sie warten. Ob es vorwärtsgeht oder rückwärts, darüber entscheidet das Glück der Würfel.

„Eco-Play“ steht für „Economy Play“. Es geht um Wirtschaft, und zwar im größten Maßstab. An den Etappenfeldern wird der Spieler mit Situationen konfrontiert, in denen er sich als Konzernchef, Industriekapitän oder Bankmagnat fühlen kann. Währungskrisen stürmen auf ihn ein, Rezessionen, Kreditsperren, aber auch Konjunkturaufschwünge, Zinssatzsenkungen und ähnliche angenehme Ereignisse.

„Ein Krieg droht, Sie haben Rüstungsaufträge zu erwarten“, heißt es beispielsweise auf einem der Felder, und der Spieler muß oder darf 25 Milliarden von einem anderen Ausgabenkonto abziehen, um den Bau von Langstreckenbomben zu finanzieren.

Oder es heißt: „Mit Hilfe Ihrer neuen Produktion erhöhen sich ihre Gewinne um 40 Milliarden, außerdem steigt der Ex-

port um 20 Milliarden.“ So einfach ist das.

Aber dann kommt wieder etwas dazwischen: „Wahlen stehen bevor, Sie müssen Kredite aufnehmen, um neue Autobahnen und Schwimmbäder zu bauen.“ Diese Investitionen sind ja hinausgeworfenes Geld. Man kann natürlich auch die Eintrittspreise der Schwimmbäder erhöhen und auf den Autobahnen Gebühren erheben.

Manchmal wird es ganz schlimm: „Der Verbrauch sinkt, ein Streik bricht aus. Zurück auf Feld 10 und eine Runde aussetzen.“ Also auch das ist vorgesehen. Bloß, im Sandkastenspiel der Ökonomie wird man offenbar leichter damit fertig als in der ökonomischen Wirklichkeit.

In der ökonomischen Wirklichkeit ist es, wie bekannt, auch schon zu ärgeren Zwischenfällen gekommen: zu Revolutionen, Nationalisierungen, Enteignungen. „Eco-Play“ zieht es vor, solche Möglichkeiten zu ignorieren.

Spielen macht nämlich nur so lange Spaß, wie man die Spielregeln selbst bestimmen kann.

H. K.

## Albert Schweitzers Werke

Der renommierte französische Germanist Robert Minder beklagte kürzlich, in Westeuropa gehe das Interesse an den Büchern Albert Schweitzers merklich zurück. Demgegenüber müsse man eine wachsende Anteilnahme am Lebenswerk Albert Schweitzers in den sozialistischen Staaten feststellen. Als Beleg für diese Anmerkung kann die kürzlich veröffentlichte

lichte Meldung angeführt werden, daß eine im Moskauer Verlag „Junge Garde“ herausgebrachte Schweitzer-Biographie von Boris Nossik am Tage ihres Erscheinens ausverkauft war. Gleichzeitig muß man auf ein verlegerisches und literarisches Ereignis in der DDR hinweisen, nämlich auf die von Gerald Götting veranlaßte Herausgabe einer fünfbändigen Ausgabe von „Ausgewählten Werken“ des großen Humanisten im Berliner Union-Verlag (1971).

Damit liegt – nach einer japanischen – zum erstenmal eine solche Ausgabe im deutschsprachigen Gebiet vor. Daß sie in der DDR erschien, ist mit Ausdruck dafür, daß alle humanistischen Kräfte in unserer Gesellschaft ihre Heimstatt haben.

Mit Ausnahme der Bach-Monographie, die seit 1947 in mehreren Auflagen bei uns vorgelegt worden ist, sind alle wichtigen Arbeiten Albert Schweitzers in dieser Werkausgabe vereinigt: die autobiographischen Schriften, die kulturphilosophischen Arbeiten, die theologischen Werke sowie kleinere „vermischte“ Schriften, unter ihnen vier Goethe-Reden und die Studie über „Deutsche und französische Orgelbaukunst und Orgelkunst“. Wissenschaftlich wurde die Ausgabe von Dr. Rudolf Grabs, dem Schweitzer-Forscher aus Dresden, betreut; die buchkünstlerische Gestaltung hatte Professor Wolter, Leipzig, übernommen, sie wurde mit der Auszeichnung dieser Ausgabe als eines der „Schönsten Bücher“ 1971 quittiert.

Alle wichtigen Appelle des Humanisten Albert Schweitzer sind in diese Ausgabe aufgenommen, und man kann eine solche Äußerung

wie die folgende als sein Testament für uns Friedenskämpfer heute betrachten:

„Vorüber sind auch die Zeiten, in denen NATO-Generäle und europäische Regierungen miteinander über die Erstellung von Abschlußrampen und Lagerung von Atomwaffen auf deren Gebiet entschieden. Angesichts der Gefahr eines Atomkrieges, die dies zur Folge haben könnte, kommt das bisherige politische Verfahren nicht mehr in Betracht. Geltung kommt nur noch Abmachungen zu, die von den Völkern als solche sanktioniert werden.“

Von nicht geringerer Bedeutung ist die Erkenntnis, daß Schweitzers Kampf gegen die atomare Rüstung und für den Menschheitsfrieden intentionell schon in seinen frühen Arbeiten enthalten ist, zumal in seinen kulturphilosophischen Schriften. Als diese erschienen, war der Vorkämpfer der „Ehrfurcht vor dem Leben“ ein singulärer Fall des deutschen und europäischen Bürgertums. In dem Augenblick, in dem die Politik der sozialistischen Staatengemeinschaft und der weltweiten Friedensbewegung neue Horizonte des Kampfes gegen den Krieg und für die Gestaltung einer wirklichen Friedensordnung eröffnete, entdeckte Schweitzer, wie er, der „*singuläre Fall*“, seine humanistische Kraft in das kollektive Handeln der Völker für den Frieden der Menschheit einfließen lassen und damit erfahren konnte, sein Werk werde kein Torso bleiben. Damit erhielt das kulturphilosophische Denken Albert Schweitzers ebenso wie seine humanitäre Aktion in Lambaréné neue Dimensionen – Dimensionen, die Gerald Götting in seinem Geleitwort zu dieser fünfbändigen



Ausgabe zutreffend so charakterisiert hat:

„Schweitzers Lebenswerk gehört der ganzen friedliebenden Menschheit. Seine wahre Heimstatt findet es dort, wo auf ein glückliches, friedvolles Leben der Menschen; auf die freie Entfaltung ihrer Persönlichkeit hingearbeitet wird. An der Wende der Zeiten entstanden, wird es kraft des ihm innewohnenden allgemein-menschlichen Grundgehalts die Zeiten überdauern. Es gehört zu den großen progressiven Überlieferungen, die jeder Generation immer von neuem helfen werden, die ihr obliegenden Aufgaben um des Menschen willen zu bewältigen.“ *Günter Wirth*

### Der falsche Zerberus

Ein 55. Geburtstag kann in aller Regel, auch wenn es der eines Mannes mit Verdiensten ist, keinen Anspruch auf öffentliche Aufmerksamkeit erheben – wo kämen wir sonst hin, wir haben schon mit den runden Geburtstagen mehr als genug zu tun.

Für den engeren persönlichen Kreis eines 55jährigen sieht das jedoch etwas anders aus. Wenn er Achtung genießt und beliebt ist, darf man ihn, soll man ihn schon ein wenig feiern.

Dies tat letzthin das Präsidium des PEN-Zentrums der DDR mit seinem Präsidenten Professor Heinz Kamnitzer. Bei einem Geburtstagsessen zu seinen Ehren wurden lobende Tischreden gehalten, wie sie dem Anlaß entsprachen. Die ersten Reden waren noch recht seriös und objektiv, die folgenden nicht weniger objektiv,

aber in der Form nicht mehr ganz so seriös.

Der Gegenstand Kamnitzer schien die Anwesenden so wirksam zu inspirieren, daß schließlich eine Lage eintrat, in der, wer noch nicht das Wort ergriffen hatte, befürchten mußte, unangenehm aufzufallen: Hatte er vielleicht etwas gegen das Geburtstagskind? Ich wünschte nicht in einen solchen Verdacht zu geraten, klopfte an mein Glas und berichtete dies:

Als Straßennachbar unseres Präsidenten habe ich oft Gelegenheit, ihm zu begegnen, wenn er sich von seinem schwarzgeleckten Pudel spazierenführen läßt, immer auf demselben Weg dreimal ums Kurree rum. Der Pudel ist ein liebes, gutartiges Tier. Er kennt mich längst, hat mich von allen Seiten beschnüffelt und würde mich normalerweise freudig begrüßen, zumindest aber mich unbeachtet lassen. Mein Nachbar Kamnitzer jedoch, unser Präsident, möchte allzugern seinen Begleiter mit der Aura eines grimmigen Zerberus umkleiden. Sobald er mich um die Ecke kommen sieht, beginnt er seinem Hund gut zuzureden, als müsse er eine aufwallende Aggressivität zurückdrängen. Je näher ich komme, um so eindringlicher werden seine Befehle an den Hund, dieser möge ruhig bleiben und mich, einen Freund seines Herrn, ungebissen lassen.

So jedenfalls erscheint es dem naiven Betrachter. In Wirklichkeit verhält es sich anders. In Wirklichkeit spornt unser Präsident auf diese Weise seinen treuen Hund zu Temperaments-

äußerungen an, die ohne seine Bemühungen nie zustande kämen. Er befeuert ihn, er stachelt ihn auf, er weckt in ihm den durch jahrtausendealte Gewöhnung an den Menschen zugedeckten urtümlichen Wolfsinstinkt.

Der Erfolg bleibt nicht aus. Der Pudel wird nervös, fragt sich offenbar, ob er sich nicht in mir getäuscht hat, beginnt zu knurren, fletscht die Zähne, reißt an seiner Leine, bäumt sich hoch auf und ähnelt zu guter Letzt wirklich dem unzähmbaren Raubtier, als das Kamnitzer ihn erscheinen lassen möchte.

Dieses Zusammenspiel von Herr und Hund hat, wie mir scheint, etwas Gleichnishaftes. Es bestätigt mir, was ich längst weiß: Der Präsident unseres PEN-Zentrums ist eine ambivalente Natur, eine Art Janus. Er ist eigentlich ein Mann von zutiefst freundlichem, urbanem und humanem Wesen. Er weiß aber, daß freundliche Urbanität allein nicht genug ist, um die im Leben unumgänglichen Kämpfe zu bestehen. Deshalb leiht er sich, wo es ihm nötig scheint, von seinem Hund das Grimmige aus, das Angriffsfreudige, das Beißlustige, womit er gelegentlich überrascht. Ein paar Leute zum Beispiel, die bei Tagungen des internationalen PEN gewohnheitsmäßig Intrigen gegen die sozialistischen Länder im allgemeinen, die DDR im besonderen zu spinnen pflegen, wissen davon ein Lied zu singen.

Ich finde allerdings, mir gegenüber darf Heinz Kamnitzer,

wenn wir uns auf der Straße treffen, seiner natürlichen Neigung zu freundlicher Urbanität unbedenklich freien Lauf lassen.

*Henryk Keisch*

### Die bedeutendste Nudel der Welt

Eine ihrer Meinungen nach weltbedeutende Firma aus Ober-Mörlen/Bad Nauheim, welche in kostspieligen Zeitungs-Anzeigen mitteilt, daß „T. A. G. der neue Name von Paletta“ sei, worunter man sich geradezu ein weltbewegendes Produktionsprogramm vorstellen könnte, wüßte man nicht, daß „T. A. G.“ – unerachtet „praktizierten Marketings modernsten Stils“ lediglich Nudeln hervorbringt.

Nun soll hier nichts gegen Nudeln gesagt werden, wenn sie auch von diätetischen Ärzten und von manchen auf ihre phantasielos geleitete Betriebsküche angewiesenen Werkstätten vielleicht nicht übermäßig geschätzt werden.

Aber „T. A. G.“ bietet wahrhaftig viel, nämlich „Eier-Nudeln“, „Frischei-Nudeln“ (die gewöhnlichen Eiernudeln werden offenbar aus lang abgelagerten Eiern hergestellt), ferner „Grieß-Nudeln“ – und als Krönung des Ganzen eine auf der Packung mit westeuropäischen Staatsflaggen verzierte „Inter-Nudel“.

Das macht mir Eindruck. „Du bist ja 'ne dolle Nudel“, sagt man in Berlin.

Doch so richtig stolz wäre ich erst, wenn mir einer das Kompliment unterbreiten würde: „Also weeßte – du bist ja die reinste Inter-Nudel!“ *f. m.*

## Aus dem Inhalt der letzten Weltbühnenhefte

- Nr. 16 Joachim Joesten ..... Die Umweltmörder  
Siegbert Kahn ..... Wasser und Profit  
Lothar Lang .. Die politische Kunst des Jürgen Waller  
Hanns Schwarz ..... Testologie...  
Burchard Brentjes ..... Zwischen Euphrat und Tigris  
E. Carlebach ..... Die Angst vor freier Bildung  
Lothar Kusche ..... Ballett und Kabarett  
Jürgen Kuczynski .... Klassenkampf gegen Stagflation  
H. M. Reifferscheidt .. Sladek oder Die Schwarze Armee  
Joachim Seyppel ..... Gehenkt in Chicago  
Heinz Knobloch ..... Beiträge zur Frageseligkeit
- Nr. 17 Wolf Paugstadt ..... Was ist ein Neuerer?  
E. Carlebach (Frankf./Main) .... Hamburger Sittenbild  
Jürgen Kuczynski .... „Ausweichen“ im Klassenkampf  
Günther Cwojdrak ..... Geister in Kitahama  
Mark Lane ..... Gespräche mit Amerikanern  
Bruno Frei (Wien) ..... Die Donau fließt vorbei  
Rhenanus (Bonn) ..... Beispiele der Vernunft  
E. Kahler .... Theaterwissenschaft über das Klatschen  
Siegbert Kahn ..... Ein neuer Handbuch-Jahrgang  
Ulrich Makosch ..... Nervenkrieg auf Zypern  
Basil Davidson ..... Irrtümer über Afrika
- Nr. 18 Hermann Budzislawski ..... Barzel ohne Chance  
F. Pechstein ..... Abschiedsarie einer Primadonna  
G. Cwojdrak ..... Großer Spaß an kleiner Komödie  
Henryk Keisch ..... Sonntagslektüre  
Bruno Frei ..... Neapolitaner vor der Wahl  
Siegbert Kahn ..... Welthandelskonferenz  
Lothar Kusche ..... Mondmänner aus irdischer Sicht  
Basil Davidson ..... Die afrikanische Antike  
J. Hell .... Noam Chomsky – im Krieg mit dem Krieg  
Hugo Huppert ..... Wiener Theaterbrief
- Nr. 19 Rhenanus (Bonn) ..... Das Chamäleon in der CDU  
Siegbert Kahn ..... Hilfe für den Sport?  
Richard Christ ..... Kaffeehausgespräche  
Mark Lane ..... Töten, weil es Spaß macht  
Henryk Keisch ..... Der kommerzialisierte Jesus  
Jürgen Kuczynski ..... Bedürfnisse  
G. Cwojdrak ..... Zerrissener Rubel und heile Welt  
Basil Davidson ..... Vom Königreich Benin  
Anne Dessau ..... Lauschaer Leut'  
H. Gebhardt .... Vom Ursprung der Berliner Schnauze

Absender: \_\_\_\_\_

Postkarte



Bitte senden Sie ein Probeheft an:

# Verlag der Weltbühne

Name \_\_\_\_\_

Adresse \_\_\_\_\_

## 108 BERLIN

 Otto-Nuschke-Straße 10/11  
 Postfach-Nr. 1240

### Bestellschein

Die stark umrandeten Felder werden von der Deutschen Post ausgefüllt

Empfangsstellennummer des PZV

Zustellbezirk

Einziehbezirk

 Ich bestelle hiermit ab \_\_\_\_\_ zur Zustellung  
 \_\_\_\_\_ zur Abholung\*

33 805

212

\_\_\_\_\_ Stück **Die Weltbühne** zu den Bezugsbedingungen

Artikelnummer

WG

lt. Postzeitungsliste zum Abonnementspreis von 2,20 M

Kartenumb.

Bitte in Blockschrift ausfüllen:

(für Monatsbezug)

Name, Vorname: \_\_\_\_\_

Anschrift: \_\_\_\_\_

(Postleitzahl, Wohnort)

(Straße, Hausnummer, Gebäudeteil, Stockwerk)

Das Abonnementsgeld wird bar bezahlt\*

ist abzubuchen vom Konto Nr. \_\_\_\_\_ beim \_\_\_\_\_

(Postscheckamt, Bank, u. a.)

\* Nichtzutreffendes streichen

(Eigenhändige Unterschrift des Bestellers)

 Bezieherkarte/  
 Kundenkarte  
 berichtigt

 Adreßplatte geprägt  
 Z 47 ausgefertigt

Bestellvermerk

 Verteilkarte  
 berichtigt

Vermerke